Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 178 (2010)

Heft: 20-21

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

20–21/2010 • 20. MAI • 178. JAHRGANG

ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

SKZ 20–21/2010

UNFASSBARE ODER UNERTRÄGLICHE WAHRHEIT?

Dreifaltigkeitssonntag: Joh 16,12–15

Seit Jesus seinen Getreuen offenbart hat, dass noch vieles zu sagen wäre, ist schon vieles gesagt worden, das zu erfassen uns noch immer schwerfällt. So ist die Vorstellung, dass der eine Gott dreieinig und dreifaltig und dennoch nur einer ist, nach wie vor nicht ganz einfach nachzuvollziehen. Davon ist allerdings in der Perikope Joh 16,12–15 auch nicht die Rede, obwohl darin alle drei (christlich) traditionellen Manifestationen erwähnt sind: Geist, («ich» =) Sohn und Vater.

«... was in den Schriften steht»

Jesus steht kurz vor seiner Leidenszeit, doch er ist nicht am Ende mit «seinem Latein». Er hat noch vieles zu sagen. Es ist kein Konjunktiv, kein «ich hätte, aber kann/tu es nicht». Er hat noch vieles zu sagen, doch jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, denn die Empfänger und Empfängerinnen der Botschaft sind für diese noch nicht bereit. Jesus erweist sich also als ein guter Rhetor. Er weiss, dass eine gute Rede, soll sie nicht im Sand verlaufen oder ungewollte Auswirkungen haben, den passenden Zeitpunkt und die richtige Verfasstheit des Publikums beachten muss. Andererseits verschweigt Jesus nicht, dass noch mehr zu sagen ist. Er hält das Publikum «bei der Stange», sichert sich das bleibende Interesse, indem er eine Stellvertretung ankündigt, die das Ausstehende später vermitteln wird. Das Ausstehende ist dabei einerseits, was jetzt noch nicht gesagt werden kann und andererseits oder zugleich, was erst in der Zukunft geschehen wird. Der Geist wird nicht aus sich selber heraus das Kommende verkündigen, sondern «mich verherrlichen», sagt Jesus.

Worauf aber will der Verfasser des Evangeliums hinaus? Warum schreibt er diesen Textabschnitt in einer Zeit, zu welcher Jesus durch die Auferweckung schon längst als Christus verherrlicht ist und die Christinnen und Christen das Wirken des Geistes in verschiedenen Ereignissen wahrzunehmen glauben und durch seine Hilfe die Bedeutung von Tod und Auferstehung Jesu bereits eben als dessen Verherrlichung zu erkennen lernten? Auf verschlungene Weise gibt er uns zu verstehen, dass es bei der Botschaft (auch) um den Vater geht: «Was immer der Vater hat, ist mein; deswegen sagte ich, was er aus mir nimmt auch wird er (wieder)verkündigen euch.» (Joh 16,15)* Liegt der Schlüssel im *ana* von *anangelei*? Der Geist wird, obwohl künftig sich Ereignendes, nichts Neues verkünden, sondern er wird wieder (V 13) und wieder (V 14) und wieder (V 15) verkünden, was er gehört hat und wird die Gläubigen so *hodos agein*, auf den (oder dem) Weg führen (Joh 16,13).

Mit Johannes im Gespräch

Der Geist, der offenbar die zentrale Aufgabe des Erinnerns hat, wird als der Geist der Wahrheit charakterisiert, der die Gläubigen mittels der ganzen Wahrheit auf dem/den Weg führt. Es drängt sich die in Joh 18,38 durch Pilatus gestellte Frage auf: Was ist Wahrheit? Es kann nicht der unerfreuliche Teil der Wahrheit sein, dass nämlich Jesus weg«gehen» wird und seine Freunde und Freundinnen in der Folge Bann und Bedrängnis zu ertragen haben werden, vor dem er sie jetzt noch verschonen will, denn eben dieses hat er ihnen unmittelbar vor der besprochenen Textstelle (zum wiederholten Mal) eröffnet – und die Adressatinnen und Adressaten des Evangeliums sind mit diesen Ereignissen bereits vertraut. Warum aber sollen die Jünger und Jüngerinnen erst mit Hilfe des Geistes der Wahrheit ertragen können, was noch zu sagen ist, wo er doch offenbar bezeugen wird, was sie Jesus schon gelehrt hat. So heisst es in Joh 14,26: «Der Führsprecher aber, der heilige Geist, den schicken wird der Vater in meinem Namen, jener wird euch lehren alles und erinnern euch an alles, was [ich] sprach zu euch.»* In Joh 15,26 wird der Geist der Wahrheit gleichgesetzt mit dem Fürsprecher/Beistand/Tröster (*paraklétos*), «der vom Vater ausgeht». Wobei nicht nur «jener wird zeugen über mich», sondern «auch ihr aber zeugt, weil von Anfang (an) bei mir ihr seid»* (Joh 15,27). Diese Stellen geben einen Hinweis darauf, dass es nicht um Inhalte (Wahrheit), sondern um eine Befähigung (Wahrhaftigkeit) geht, die der verheissene Beistand vermitteln wird. Bisher hat Jesus selbst verkündet, was er vom Vater entgegengenommen hat. Doch wenn er zum Vater zurückgekehrt ist, werden seine Gefolgsleute diese Aufgabe zu übernehmen haben, denn es ist noch vieles zu sagen. Da sie sich dann nicht mehr fragend an Jesus wenden können, sich andererseits aber immer wieder als Zweifelnde und Unsichere gezeigt haben, können sie dies nicht ohne den Geist der Wahrhaftigkeit. *bastazo* (V 12) wäre dann nicht übertragen zu verstehen «ihr könnt es (noch) nicht ertragen», sondern wörtlich «(empor)heben, (weg) tragen». Jetzt, da Jesus noch da, der Beistand aber noch nicht gegeben ist, können die Schülerinnen und Schüler Jesu seine Aufgabe noch nicht übernehmen und sein Werk fortsetzen, was sie aber mit Hilfe des Geistes der Wahrheit später tun werden.

Diese Deutung allerdings lässt wieder fragen, warum der Verfasser diesen Einschub in einen Text stellt, der ja bereits selbst die Weiterverkündigung der Botschaft Jesu und damit seine Verherrlichung betreibt. Will Johannes den Gläubigen verdeutlichen, dass die Zeitgenossen und Zeitzeuginnen Jesu noch nicht erkennen konnten, dass seine Botschaft und die Geschehnisse um ihn in einem weit grösseren Zusammenhang stehen, dass sie (die Gläubigen) aus ihrer Distanz zum historischen Jesus nun jedoch die volle Wahrheit erfassen können? Tatsächlich vermag hier das *ana* von *anangelei* (VV 13.14.15) als Schlüssel zu dienen. Im Buch der Weisheit finden wir die Wiederkehr ähnlicher Ereignisse festgehalten. Angefangen bei Adam wird in Weish 10,1–21 über Noah, Abraham, Lot, Jakob und Josef aufgezeigt, wie Gott immer wieder die Seinen aus der Welt herausgelöst und gerettet hat bis hin zur Errettung ganz Israels aus der Knechtschaft in Ägypten. Eingeleitet wird diese Erinnerung mit dem Verweis, dass es des heiligen Geistes bedarf, in den Ereignissen den Plan Gottes zu erkennen: «Wer hat je deinen Plan erkannt, wenn du ihm nicht Weisheit gegeben und deinen heiligen Geist aus der Höhe gesandt hast? So wurden die Pfade der Erdenbewohner gerade gemacht, und die Menschen lernten, was dir gefällt» (Weish 9,17f.)**. Da in Joh sowohl der heilige Geist (14,26) als auch der Geist der Wahrheit (14,17; 15,26) mit dem *parakletos*, der vom Vater ausgeht, gleichgesetzt wird, ist es wohl statthaft, darin die Weisheit wiederzuerkennen, von der gesagt wird: «In ihr ist ein Geist, gedankenvoll, heilig, einzigartig, mannigfaltig, (...) das Gute liebend, scharf, (...) alles vermögend, alles überwachend und alle Geister durchdringend. (...) Sie ist ein Hauch der Kraft Gottes und reiner Ausfluss der Herrlichkeit des Allherrschers; (...) Von Geschlecht zu Geschlecht tritt sie in heilige Seelen ein und schafft Freunde Gottes und Propheten» (Weish 7,22–27).** Die volle Wahrheit ist demnach, dass Jesu Leben, Sterben und Verherrlichung eine Fortsetzung der Geschichte Israels, ein weiteres Eingreifen Gottes darstellt, dass für die Seinen Rettung, für «die Welt» jedoch Gericht bedeutet (Joh 16,11). Den Geist der Wahrheit bedarf es nicht, um die volle Wahrheit zu ertragen, sondern sie zu erfassen und so zu verstehen, was in den Schriften steht und was Jesus lehrte: dass Gott offenbar nie müde wird, die Seinen aus jeglicher Knechtschaft zu befreien und dass Jesus nicht sich selbst, sondern was er vom Vater genommen, «in Offenheit über den Vater» verkündete.

Katharina Schmocker Steiner

* Übersetzung: Münchener Neues Testament
** Übersetzung: Einheitsübersetzung

Dr. Katharina Schmocker Steiner ist zurzeit in der Administration im Zürcher Lehrhaus – Judentum Christentum Islam tätig.

BEIM ESSEN ERKENNTNISSE SAMMELN

Fronleichnam: Lk 9,11b–17

Eine Epoche der Kirchengeschichte neigt sich dem Ende zu. Die Zukunft ist offen. Wie gehen wir mit den neuen Herausforderungen um?

«was in den Schriften geschrieben steht»

Vor Lk 9,11-17 wird erzählt, dass Jesus die Zwölf zu sich ruft und «ihnen die Kraft und die Vollmacht [gibt], alle Dämonen auszutreiben und die Kranken gesund zu machen» (Lk 9,1). Sie erleben ihre neuen Möglichkeiten, verkünden das Evangelium und heilen überall die Kranken (9,6b). Ohne Vorratstasche, ohne Brot und ohne Geld waren sie geschickt worden (9,3). Niemand ist dabei verhungert, also sind sie offenbar unterwegs Menschen begegnet, die sie bei sich aufnahmen. Dann kommen sie zurück und erzählen alles, was sie getan hatten (9,10a). Ich stelle mir vor, wie sie hier alle durcheinanderreden, unendlich viel zu erzählen haben, noch ganz benommen, aber auch begeistert sind von all dem, was ihnen in der Beziehung zu anderen Menschen möglich geworden ist. Der Wunsch nach Ruhe (9,10b) ist verständlich, wird aber nicht erfüllt. Sie selbst hatten ja dafür gesorgt, dass man von ihnen spricht. Jesus entlastet sie, insofern er jetzt tut, was sie zuvor getan haben: vom Reich Gottes reden und alle heilen, die Hilfe brauchen.

Als dieser erfüllte Tag «zur Neige geht» (9,12), steht noch Entscheidendes bevor. Genau wie an einer anderen Stelle im Lukasevangelium. «Bleib doch bei uns; denn es wird bald Abend und der Tag hat sich schon geneigt», bitten die namenlose Jüngerin (was spricht dagegen?) und der Jünger Kleopas den Fremden, der sie auf dem Weg nach Emmaus begleitet hatte.[1] Die beiden Geschichten, in denen der Tag sich neigt, stehen in einer spannungsvollen Beziehung zueinander. Sie kommentieren sich gegenseitig. Aus der Sicht der Jüngerinnen und Jünger – und damit wohl auch aus der Sicht der Leserinnen und Leser des Lukasevangeliums – ist die Emmausgeschichte die Gegengeschichte zu Lk 9: Am abgelegenen Ort in der Nähe der Stadt Betsaida wollen sie die Menschen wegschicken, die zu ihnen gekommen waren. In Emmaus laden sie den Fremden ein, der mit ihnen unterwegs war.

Gleichzeitig haben die Geschichten etwas gemeinsam: die Schwierigkeit, Vergangenheit und Gegenwart sinnvoll und handlungsleitend miteinander zu verknüpfen. In Lk 9 kommen die Zwölf aus der Erfahrung der Fülle und des Gelingens, können aber dann diese Erfahrung nicht mit der neuen Herausforderung der hungrigen Menschen verbinden. Die Zwei auf dem Weg nach Emmaus kommen aus der Erfahrung des Verlustes, der brutalen Zerstörung all ihrer Hoffnungen. Ausserdem sind sie in Aufregung über das, was einige Frauen aus ihrem Kreis erzählten (24,21.23). Vermutlich haben alle im Kreis durcheinandergeredet, noch ganz benommen, aber auch begeistert. Auch sie können all das nicht sinnvoll miteinander verbinden. Und sie können es schon gar nicht mit der Tradition verknüpfen, aus der heraus sie leben und glauben. Dafür brauchen sie Hilfe und Anleitung. Und bekommen sie: «Jesus legte ihnen dar, ausgehend von Mose und den Propheten, was in der gesamten Schrift über ihn geschrieben steht» (Lk 24,27). Diese Bibelauslegung, dieser Durchgang durch die gesamte Schrift, die Suche nach Bezügen und Beziehungen, mündet ein in das gemeinsame Essen. Das Brechen und Teilen des Brotes in der Beziehung zu Gott, wie sie im Lobpreis zum Ausdruck kommt (24,30), verkörpert gleichsam die Schriftauslegung. Schriftauslegung und Brotbrechen zusammen führen zu Erkenntnis.

Findet auch in Lk 9 die Verknüpfung der Erfahrungen mit der Tradition, also Schriftauslegung statt? Sie geschieht u.a. in den Zahlenangaben des Textes. Von 5 Broten und 2 Fischen ist die Rede. Diese Zahlen haben in der jüdischen Tradition eine ganz bestimmte Bedeutung. Die «5» steht für die 5 Bücher Mose, die Tora, das Gesetz oder besser: die Weisung zum Leben. Die Tora ist Weisung für das Zusammenleben von freien (aus der Sklaverei befreiten) Menschen und für die Beziehung des Volkes von Befreiten zu Gott. Die «2» steht für die 2 Tafeln des Dekalogs, des Zehnwortes, der Zehn Gebote. Nach der im Judentum tradierten Anordnung der Gebote geht es auf der ersten Tafel um die Beziehung von Menschen zu Gott. Auf der zweiten Tafel geht es um die Beziehungen zwischen Menschen. Die Zehn Gebote verdichten die Tora. Die 5 Bücher und die 2 Tafeln bringen verdichtet die gesamte Schrift ins Spiel. Die 5 Brote und die 2 Fische verweisen auf die Schrift und verkörpern sie. Lukas verbindet die «5» und die «2» noch mit der «12». Welche Erkenntnisse sich daraus ergeben, lesen Sie unten.

Die Bibel verbindet Brot und Wort Gottes miteinander. «Er [Gott] wollte dich erkennen lassen, dass der Mensch nicht nur vom Brot lebt, sondern dass der Mensch von allem lebt, was der Mund des Herrn spricht» (Dtn 8,3 zitiert in Lk/Mt 4,4). Dtn 8,3 bringt auch explizit das Essen (sammeln) mit Erkenntnis in Verbindung. Mit der Gabe des Manna in der Wüste (Ex 16) ist Schriftauslegung und Gotteserkenntnis verbunden: «Sechs Tage dürft ihr es [das Manna] sammeln, am siebten Tag ist Sabbat; da findet ihr nichts (…). Ihr seht, der Herr hat euch den Sabbat gegeben; daher gibt er euch am sechsten Tag Brot für zwei Tage (…). Das Volk ruhte also am siebten Tag» (Ex 16,26-30). Die Erzählung vom Manna legt die Schöpfungserzählung von Gen 1 aus. Die Gabe des Manna selbst ist eine Erinnerung an die Schöpfungsordnung Gottes, in der das Essen nicht im Schweisse des Angesichts erworben werden muss. Im Sabbat wird die Schöpfungsordnung in Zeit und Raum erfahrbar. Die Menschen sind Gottes Ebenbilder, wenn sie am siebten Tage ruhen (vgl. Ex 16,30 und Gen 2,2).

Mit Lukas im Gespräch

Der Tag geht zur Neige, aber 12 Körbe füllen sich (9,17). 5 Brote und 2 Fische mit Blick auf den Himmel geteilt ergeben eine Fülle, an der alle satt werden und bei der noch 12 Körbe übrig bleiben. Darin steckt eine mögliche Erkenntnis für die Zwölf und die Leserinnen und Leser des Lukasevangeliums: Was wir bisher erlebt haben, unsere neuen, heilsamen Möglichkeiten in der Beziehung zueinander, das war noch längst nicht alles. Uns ist noch viel mehr verheissen, es ist noch viel mehr möglich. In den 12 Körben sollen sich die Zwölf erkennen. Die Zahl «12» steht in der biblischen Tradition für die 12 Stämme Israels. Die 12 Stämme sind Ausdruck für die Gesamtheit des Volkes Gottes, für die Fülle derer, die zu diesem Volk gehören. Lukas erzählt, wie dieses Volk entsteht: durch das Teilen der Schrift, durch das gemeinsame Aneignen der Weisung Gottes zum Leben. Und Lukas zeichnet ein Bild von diesem Volk. Es ist ein Bild der Fülle, nicht der Begrenzung. Das ist ein grosses Bild für das real existierende Volk Gottes – eine Generation nach der Zerstörung des Tempels. Wie der Tag in den Geschichten hat sich eine Epoche in der Geschichte geneigt. Viele Hoffnungen sind zerstört. Die Zukunft ist offen. Es wird schon über sie gesprochen. Lukas hofft darauf, dass im Teilen der Schrift alle satt werden; dass es möglich ist, als gemeinsames Volk Gottes verbunden zu bleiben und nicht die Zersplitterung in konkurrenzierende und sich bekämpfende Gruppen die Zukunft bestimmt.

Peter Zürn

[1] Zur Bedeutung der Emmauserzählung für das Lukasevangelium vgl. Peter Zürn: Brennende, begriffsstutzige Herzen in: SKZ 177 (2009), Nr. 47, 803-806.

Peter Zürn, Theologe und Familienmann, ist Fachmitarbeiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich

EIN PROTEST GEGEN DEN TOD

10. Sonntag im Jahreskreis: Lukas 7,11–17

«Die Hoffnung stirbt zuletzt», heisst es. Wird ein Mensch schwer krank, der uns lieb und teuer ist, werden wir bis zuletzt hoffen, dass sich sein Zustand wieder bessern wird, oftmals wirklich bis zuletzt. Erst der eingetretene Tod kann uns davon überzeugen, dass diese Hoffnung vergebens war. Das müssen wir Menschen akzeptieren, so schwer es uns auch fallen mag. Der Tod gehört nun einmal zum Leben dazu.

«… was in den Schriften geschrieben steht»

Und trotzdem erzählt die Bibel immer wieder davon, dass der Tod nicht notwendigerweise das letzte Wort haben muss. Die Erzählungen der Bibel vom «Gott des Lebens» machen mit Nachdruck darauf aufmerksam, dass für Gott nichts unmöglich ist (Lk 1,37; 18,27). Für diesen Gott, der noch unfruchtbaren Frauen im vorgerückten Alter zu Kindersegen verhelfen und selbst die reichsten Kamele durch Nadelöhre bugsieren kann, ist auch die Grenzmarke des Todes keine endgültige.

Davon erzählen bereits die alttestamentlichen Prophetengeschichten von Elija und seinem Schüler Elischa. Elija erreicht nach heftigem Protest gegen Gott, dass dieser den einzigen Sohn einer Witwe in Sarepta zum Leben erweckt (1 Kön 17,8-17). Und auch sein Schüler Elischa gibt einer Frau aus Schunem ihr gerade verstorbenes einziges Kind lebendig zurück (1 Kön 4,8-37).

Unübersehbar wandelt Jesus von Nazaret in der Erzählung des Lukasevangeliums auf den Spuren dieser Propheten. Bereits bei seiner Antrittspredigt in Nazaret hatte er sich mit Elija und Elischa verglichen: «Wahrhaftig, das sage ich euch: In Israel gab es viele Witwen in den Tagen des Elija, als der Himmel für drei Jahre und sechs Monate verschlossen war und eine grosse Hungersnot über das ganze Land kam. Aber zu keiner von ihnen wurde Elija gesandt, nur zu einer Witwe in Sarepta bei Sidon. Und viele Aussätzige gab es in Israel zur Zeit des Propheten Elischa …» (Lk 4,25f.). Wie der Prophet und sein(e) Schüler zieht er durch Israel: «Einige Zeit später ging er in eine Stadt namens Naïn; seine Jünger und eine grosse Menschenmenge folgten ihm» (Lk 7,11). Ortskundige wissen, dass Naïn ganz in der Nähe von Schunem liegt. Und tatsächlich trifft Jesus wie die Propheten auf eine Frau, die ihr einziges Kind verloren hat: «Als er in die Nähe des Stadttors kam, trug man gerade einen Toten heraus. Es war der einzige Sohn seiner Mutter, einer Witwe. Und viele Leute aus der Stadt begleiteten sie» (7,12). Selbst der Ort des Aufeinandertreffens von Jesus und der Witwe ist derselbe wie bei Elija: am Stadttor (1 Kön 17,10).

Was nun folgt, wird eingeleitet durch einen auffälligen Namenswechsel. War bisher von «Jesus» die Rede, so spricht das Lukasevangelium nun plötzlich vom «Herrn»: «Als der Herr die Frau sah, hatte er Mitleid mit ihr und sagte zu ihr: Weine nicht! Dann ging er zu der Bahre hin und fasste sie an. Die Träger blieben stehen und er sagte: Ich befehle dir, junger Mann: Steh auf! Da richtete sich der Tote auf und begann zu sprechen …» (Lk 7,13-15).

Wer die Heiligen Schriften kennt, spürt sofort, dass dieses «Sehen» und «Mitleid haben» Gottesprädikate sind. Ja, sie sind geradezu typisch für den Gott Israels: «Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen, und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid. Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreissen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fliessen» (Ex 3,7f.). So wie «der Herr», der Gott Israels, das Elend des Volkes sieht und nicht anders kann als zu handeln, so sieht «der Herr» in unserer Jesuserzählung Elend und Leid der Witwe und handelt – aus Mitleid.

Was aber ist «Mitleid»? Das zugrunde liegende griechische Wort (*splagchnizesthai*) spricht von einer Regung der Eingeweide, heute würden wir sagen «aus dem Bauch». Auch das hebräische Wort für «Barmherzigkeit» spricht übrigens von «Eingeweiden» (*rahamim*), heisst allerdings auch «Mutterschoss», was auf eine weibliche Komponente dieses Gefühls hindeutet! Mitleid ist also etwas, was «aus dem Bauch kommt», nicht «über den Kopf».[1]

Das «Mitleid», das «Erbarmen», ist übrigens bereits bei Deuterojesaja charakteristisch für Gottes Verhalten den Armen und Erniedrigten gegenüber (Jes 49,10; 54,8.10; 55,7). Die Psalmen wissen ebenfalls davon (Ps 25,6: 40,12; 51,3; 69,17; 77,10; 79,8; 103,4 u.ö.). Und auch das Frühjudentum weiss: «Meine Kinder, habt Erbarmen mit jedem Menschen durch Mitleid, damit auch der Herr, sich über euch erbarmend, mit euch Mitleid hat» (Testament Sebulon 8,1).

Jesus also wirkt «erbarmend» wie der Prophet im Namen Gottes: «Jesus gab ihn seiner Mutter zurück» ist ein wörtliches Zitat aus der Elijageschichte (Lk 7,15; vgl. 1 Kön 17,23). Und die Menschen, die diese Totenerweckung zu Naïn miterleben durften, sehen wie bei Elija und Elischa Gott am Werk: «Alle wurden von Furcht ergriffen; sie priesen Gott und sagten: Ein grosser Prophet ist unter uns aufgetreten: Gott hat sich seines Volkes angenommen» (Lk 7,16).

Mit Lukas in Gespräch

Die Formulierung «Gott hat sich seines Volkes angenommen» nimmt übrigens den Lobgesang des Zacharias ganz vom Anfang des Lukasevangeliums wieder auf (Lk 1,68f.). Doch ganz anders als noch zu Anfang des Evangeliums, wo Jesus in dieser Beziehung mehr als skeptisch war – «Kein Prophet wird in seiner Heimat anerkannt» (Lk 4,24) – erfährt er hier in Naïn die Anerkennung als «grosser Prophet». Wer die Schriften Israels kennt, hört hier mit, dass es sich bei Jesus um den angekündigten Propheten der Endzeit handeln muss (Dtn 18,15.18). Und auch die Jünger, die in Emmaus über ihre enttäuschten Hoffnungen sprechen, werden genau darauf Bezug nehmen: «Er war ein Prophet, mächtig in Wort und Tat vor Gott und dem ganzen Volk» (Lk 24,19).

Doch auch, wenn es heisst: «Und die Kunde davon verbreitete sich überall in Judäa und im ganzen Gebiet ringsum» (Lk 7,17), der «Erfolg» wird nicht lange anhalten: Bereits ein paar Verse später schon wird Lukas von massiven Zweifeln an den prophetischen Qualitäten Jesu berichten: «Wenn er wirklich ein Prophet wäre, müsste er wissen ...» (Lk 7,39).

Wer denn dieser Jesus nun genau ist, war (nicht nur) zu seinen Lebzeiten umstritten. Und erst nach seinem Tod wurde manchen klar: Jesu Wirken war vollkommen durchsichtig auf seinen Vater hin. Ja: Der Evangelist kann von Jesus gar nicht anders erzählen als aus dieser Erfahrung von Ostern her. Bei allem, was auch er uns vom historischen Jesus überliefert, sind seine Erzählungen doch auch immer gleichzeitig Bekenntnis der Auferstehung. Jesus, der neues Leben bei seinem Vater im Himmel erhalten hat, kann dieses auch anderen schenken.

Es gibt dieses Wunder der Rettung, wo keine Hoffnung mehr möglich scheint, wie beim Sohn der Witwe von Naïn. Dafür stehen Jesus und die Propheten mit ihrem Protest gegen den Tod. Es gibt aber auch die berechtigte Hoffnung darauf, dass unser von Gott geschenktes Leben auch noch einen Sinn hat über den Tod hinaus.

Dieter Bauer

1 Vgl. meinen Beitrag: Neu zu entdecken: «Mitleid», in: SKZ 178 (2010), Nr. 9, 175.

Dieter Bauer ist Zentralsekretär des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks und Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle in Zürich

SKZ 20–21/2010

MISSBRAUCHSDEBATTE: EINIGE DENKANSTÖSSE IN SCHWIERIGEM UMFELD

EINLEITUNG

Kaum ein Thema wurde in den letzten Jahren so heftig diskutiert wie das die Grundfesten der Kirche bedrängende Problem der Übergriffe von Geistlichen und anderen kirchlichen Mitarbeitenden. Bestürzung, Wut gegen die Täter, Trauer und Mitleid mit den Opfern umschreiben die Situation, in der es nicht einfach ist, Worte zu finden, und Worte auch schnell missverstanden werden können. In der medial so stark aufgeheizten Diskussion ist es dabei keineswegs einfach, sich überhaupt ein genaues Bild zu machen, da wir weder dem Papst noch den Bischöfen über die Schulter schauen können, auch wenn einige Medien so tun, als ob die Faktenlage völlig klar wäre. So geben uns erst Äusserungen der letzten Tage einen genaueren Einblick in das Denken des Papstes, der am 11. Mai 2010 während seines Fluges nach Portugal betonte: «Die grösste Verfolgung der Kirche kommt nicht von den äusseren Feinden, sondern erwächst aus der Sünde in der Kirche.»[1] Ziel der folgenden Zeilen ist es, einige Gedankenanstösse zu geben, die über die Tagesaktualität hinauszuweisen versuchen und auch Punkte aufbringen, die im *mainstream* der Meldungen etwas unterzugehen drohen – mit dem Risiko, dass auch diese Überlegungen im Sinne einer Apologie zugunsten der Institution Kirche missverstanden werden, was jedoch keineswegs die Absicht ist. Was in den nachfolgenden Beiträgen dieser SKZ-Ausgabe, die vollständig der Missbrauchsdebatte gewidmet ist, angesprochen wird, soll hier schon mitbedacht werden.

Der Ursprung der Debatte

Wollte und will die Kirche das Thema unter dem «Deckel» halten? Die «Kirche» – ein höchst kompliziertes Gebilde, das keineswegs durch ein striktes Oben und Unten gekennzeichnet ist, wie viele meinen – kann glücklicherweise heute nicht mehr so vorgehen. Die Missbrauchsdebatte wurde der Kirche nicht von aussen aufgezwungen, sondern innerkirchlich lanciert, nämlich im Januar 2010 durch den Rektor des Canisius-Kollegs in Berlin, Pater Klaus Mertes.[2] Dieser Vorgang zeigt auf, dass die Kirche sozusagen genügend Selbstreinigungskräfte hat, um Fehler und Vertuschungen der Vergangenheit aufzuarbeiten und von einem System des Wegschauens Abschied zu nehmen.

Die Sünde existiert im Innern der Kirche

In den letzten Monaten wurde dem amtierenden Papst oftmals vorgeworfen, dass er die Missbrauchsfälle gedeckt und deren Aufklärung behindert habe. Ein nüchterner Blick mit einem gewissen Abstand zu den tagesaktuellen Zeitungsberichten ergibt ein anderes Bild: Das Motu proprio «Sacramentorum sanctitatis tutela» vom 30. April 2001, das u. a. die Behandlung schwerer Übergriffe durch die Glaubenskongregation vorschreibt, zeigt auf, dass man sich der Problematik in Rom bewusst war. Vielleicht war das Motu proprio sogar Auslöser für die Erarbeitung von Richtlinien gegen sexuelle Übergriffe in der Seelsorge durch die Bischofskonferenzen, die jedenfalls im Jahre 2002 Richtlinien für die Diözesen veröffentlichten, so etwa die Deutsche und auch die Schweizer Bischofskonferenz.

Die Aufdeckung der Untaten des Gründers der Legionäre Christi, Marcial Maciel Degollado (1920–2008), wurde von Papst Benedikt XVI. gegen Widerstände innerhalb der römischen Kurie, u. a. von Angelo Kardinal Sodano, vorangetrieben. Die deutlichen Worte, die Benedikt XVI. vor wenigen Tagen auf dem Flug nach Fatima gegen die Missbräuche innerhalb der Kirche und deren innerkirchlichen Ursachen ausgesprochen hat, machen nun vollends deutlich, wie klar die Haltung des Papstes in der Missbrauchsfrage ist. Fragen ergeben sich also nicht aus der Haltung des Papstes, sondern im Bereich der fehlenden oder zu späten Kommunikation: Wer an Ostern ein Wort des Papstes zum Thema Missbrauch erwartet hatte, wurde leider enttäuscht. Die Ergebenheitsadresse vom Kardinaldekan an den Papst vor dem Ostergottesdienst auf dem Petersplatz kann nur als unglücklich, deplatziert und inhaltlich falsch bezeichnet werden.

Glücklicherweise haben nicht wenige Bischöfe das Thema in der Karwoche oder zu Ostern aufgegriffen und in dieser für die Kirche schwierigen Situation passende Worte gefunden, so etwa am Gründonnerstag Karl Kardinal Lehmann in der FAZ oder am Karsamstag Bischof Kurt Koch in der Basler Zeitung.[3] Das Problem der fehlenden oder mangelnden Kommunikation, das sich bereits in der Piusbrüder-Affäre so negativ ausgewirkt hat, zeigte sich nun leider auch in der Missbrauchsdebatte im Vatikan wieder überdeutlich. Dass der päpstliche Sprecher, Pater Federico Lombardi SJ, sogar Äusserungen des Kardinalstaatssekretärs korrigiert, ist ein einmaliger Vorgang, ebenso die «rote Karte», die Pater Lombardi Darío Kardinal Castrillón Hoyos (der dem Papst wohl auch die Piusbrüder-Affäre «eingebrockt» hatte) gezeigt hat. Der Grund für den Verweis: Hoyos gratulierte 2001 einem französischen Bischof, weil dieser Kindsmissbräuche eines Priesters seiner Diözese nicht der Polizei gemeldet hatte, obwohl dies in Frankreich ein Offizialdelikt ist.[4]

Einzelfälle in der Schweiz

Die Schweizer Bischofskonferenz setzte sich seit Jahren mit der Missbrauchsproblematik auseinander, wie die Richtlinien von 2002 und die Einsetzung einer Fachkommission aufzeigen. Im Gegensatz zu der beängstigend hohen Anzahl Missbrauchsfälle in den Vereinigten Staaten und in Irland, die auf ein systematisches Versagen der

[1] Kipa 12. Mai 2010: Angriffe gegen Kirche kommen nicht von aussen; Thomas Fischer: Papst ortet «Sünde» in der Kirche, in: NZZ, 12. Mai 2010, 5.

[2] Kipa 28. Januar 2010: An Berliner Jesuitengymnasium jahrelang Schüler missbraucht.

[3] Karl Kardinal Lehmann: Kirche der Sünder, Kirche der Heiligen, in: FAZ, 1. April 2010, 6; Bischof Kurt Koch: Zwischen Karsamstag und Ostern, in: Basler Zeitung, 3. April 2010 (zugänglich unter: www.bistum-basel.ch/seite.php?na=1,1,0,121937,d); vgl. auch den Brief von Bischof Kurt Koch an die Gläubigen des Bistums Basel, in: SKZ 178 (2010), Nr. 19, 385.

[4] Nikos Tzermias: Der Kardinalstaatsekretär zurückgepfiffen. Der Vatikan relativiert leichtfertige Äusserung Tarcisio Bertones, in: NZZ, 15. April 2010, 4; gho: Vertuschen ist nicht, in: Die Tagespost, Nr. 46, 20. April 2010, 2.

EINLEITUNG

Verantwortlichen in der Vergangenheit hinweisen, haben wir es in der Schweiz glücklicherweise mit Einzelfällen zu tun. Im Rahmen der breiten und auch in der Schweiz stark emotionalen Berichterstattung kam dies leider wenig zum Ausdruck. Die Schweizer Bischofskonferenz hat es anfänglich versäumt, umgehend und mit einer Stimme Stellung zu nehmen. Erst mit einem in der Karwoche im Rahmen einer Medienkonferenz publizierten, sehr gut formulierten Communiqué nahm sie Stellung zur Problematik und bekannte: «Wir müssen eingestehen, dass wir das Ausmass der Situation unterschätzt haben. Die Verantwortlichen in den Diözesen und Ordensgemeinschaften haben Fehler gemacht. Für diese Fehler bitten wir um Entschuldigung.»[5] Die einzelnen Bistümer verhielten sich seit dem Anschwellen der Missbrauchsdebatte dabei sehr unterschiedlich: Die Diözesen Basel und St. Gallen sowie der Abt von Einsiedeln betrieben eine offensive und transparente Informationspolitik – die einzige Möglichkeit von Krisenkommunikation unter den gegebenen schwierigen Umständen.

Der Mainzer Professor Hans Mathias Kepplinger gibt dazu ein paar wichtige Hinweise: Heute ist die Skandalisierung ein Mittel im Wettbewerb zwischen den Medien, was bedeutet, dass auch die Kirche mit solchen Skandalisierungen rechnen muss. «Ein Skandal ist dadurch gekennzeichnet, dass alle zu wissen glauben, was geschehen ist, und dass das moralische Urteil schon feststeht.»[6] Die Intensität der Berichterstattung und das Ausmass der Anprangerung gehen über das sachlich angemessene Mass hinaus. Die Angeprangerten können durch das Vermeiden von weiteren Fehlern eine noch negativere Entwicklung verhindern, aber man kann nicht aktiv die skandalisierte Berichterstattung ändern. Wichtig ist aber, dass die Kirche auf eine Differenzierung des Begriffs Kindsmissbrauch hätte pochen müssen. Prof. Kepplinger sieht in der Missbrauchsdebatte aber keine Kampagne gegen die katholische Kirche.

Dass eine differenzierte Sicht nötig ist, zeigt sich nicht zuletzt im Fall «Rathausen». Dort ist offensichtlich, dass der Kanton Luzern die Ingenbohler Schwestern durch Überanstrengung und wenig Lohn missbraucht hat,[7] was seinerseits wahrscheinlich ein guter Nährboden für andere Missbräuche war.

«Trittbrettfahrer»

Wenn der Kirche, was die Übergriffe betrifft, schwere Fehler vorgeworfen werden, ist diese Kritik ernst zu nehmen; sie darf keinesfalls in ihrer Bedeutung unterschätzt oder sogar unter den Tisch gewischt werden. Dem steht die Feststellung nicht entgegen, dass es «Trittbrettfahrer» gibt, welche die nun für sie bequeme Situation einer in massiver Kritik stehenden katholischen Kirche für grundlegende Ziele ausnutzen wollen. Die eine Gruppierung sind militante Agnostiker, die offenbar ihres Atheismus so unsicher sind, dass der Papst unschädlich gemacht werden soll.[8] Dann gibt es offensichtlich noch weit profanere Ziele: Englische und amerikanische Anwälte sehen darin offenbar eine Möglichkeit, leicht Geld zu verdienen.[9]

Fazit

Die Kirche, vor allem deren Amtsträger, die im päpstlichen und bischöflichen Amt eine besondere Verantwortung für das Volk Gottes tragen, stehen vor der grossen Herausforderung, öffentlichkeits- und modernitätstauglicher zu werden, was bei weitem nicht heisst, dass man die Meinungen der sog. Öffentlichkeit einfach teilen muss. Auf eine gute Krisenkommunikation kann auch die katholische Kirche nicht verzichten, was bedeutet, dass Schwachstellen im System identifiziert, Sprachregelungen und Kontaktlisten erarbeitet, Krisenstäbe für den Ernstfall vorbereitet und ein regelmässiger Informationsaustausch sowie eine kontinuierliche und offene Presse- und Öffentlichkeitsarbeit ausgeübt werden muss. Krisen kommen nicht überraschend, sondern sind absehbar, wenn Entscheidungen auf ihre Wirkungen durchdacht und das Umfeld mitbedacht wird. Dies war bei der leidigen Piusbrüder-Affäre so und ist auch in der gegenwärtigen Missbrauchsdebatte nicht anders.

Dabei sollen die guten Bischöfe nicht übersehen werden, die auch in der gegenwärtigen Krise ihren Mann stellen. Darüber hinaus zeigt die Missbrauchsdebatte nun überdeutlich auf, dass das höfische Getue an der römische Kurie, das nicht wenige frömmelnde, ekklesiologisch schief liegende und untaugliche Bischöfe hervorbringt, endlich aufhören muss – es sei denn, man wolle der Kirche noch weiteren Schaden zufügen. Oder anders gesagt: Die Kirche als «societas perfecta» hat endgültig ausgedient, sie muss sich als Kirche auf dem Weg begreifen, zusammen mit dem ganzen Volk Gottes, was mehr Partizipation auf allen Ebenen erfordert. Die durch die Missbrauchsdebatte nun deutlicher ins Licht getretenen Probleme der sexuellen Übergriffe und dahinter liegende «pathogene Strukturen und die Folgen ihrer klerikalen Vertuschung» (F. X. Kaufmann) innerhalb der Kirche müssen dringend angepackt werden.[10]

Die Kirchenglieder aber, auf deren Stimmen zukünftig sicher besser gehört werden muss, haben ihrerseits die Pflicht, sich in der gegenwärtig sehr schwierigen Situation mit der Kirche solidarisch zu zeigen. Würde diese Solidarität fehlen, würden die vielen kirchlichen Angestellten, seien es Laien, Priester oder Bischöfe, die vorbildlich wirken, diskreditiert, was diese keinesfalls verdienen. Historisch unhaltbar ist im übrigen die Äusserung, die katholische Kirche befinde sich in der schwersten Krise ihrer Geschichte. Die Kirche ist in einer Krise, aber Übertreibungen dienen weder der Heilung noch der Heiligung, deren die Kirche nun dringend bedarf. Sind Heilung und Heiligung möglich, woran ich nicht zweifle, ist die gegenwärtige Krise für die Kirche eine grosse Chance. Die Missbrauchsproblematik aber ist über die Kirche hinaus ein gesamtgesellschaftliches Problem, wie Alice Schwarzer unlängst zu Recht angefügt hat.[11]

Urban Fink-Wagner

[5] Sexuelle Übergriffe in der Seelsorge. Erklärung der Schweizer Bischofskonferenz, in: SKZ 178 (2010), Nr. 15–16, 303.

[6] Missbrauch: «Kirche hätte auf Differenzierung pochen müssen»: Interview von Johannes Seibel mit Prof. Hans-Mathias Kepplinger, in: Die Tagespost, Nr. 48, 24. April 2010, 9.

[7] Marlis Betschart: Sozialarbeit um Gottes Lohn? Die Ingenbohler Schwestern an Anstalten im Kanton Luzern, in: Helvetia Franciscana, 31 (2002), Heft 2, 121–183.

[8] Peter Nonnenmacher: Muss der Papst im September in den London Tower?, in: Tages-Anzeiger, 13. April 2010, 14.

[9] Auch innerkirchlich sind gewisse «Stilblüten» erwähnenswert, so etwa der offene Brief von Prof. Hans Küng an die katholischen Bischöfe, der formal fast einer «päpstlichen Enzyklika» gleichkommt (Hans Küng: Fünf Jahre Benedikt XVI. – ein historischer Vertrauensverlust, in: NZZ, 15. April 2010, 22).

[10] Franz Xaver Kaufmann: Moralische Lethargie in der Kirche, in: FAZ, 26. April 2010, 8.

[11] Alice Schwarzer: Polanski hat noch nicht gebüsst, in: Neue Zürcher Zeitung, 14. Mai 2010, 23.

SKZ 20–21/2010

EINIGE KLARSTELLUNGEN

MISSBRAUCHS-DEBATTE

Anmerkungen zur Missbrauchsdebatte

Seit einigen Monaten erschüttern Missbrauchsvorfälle die Welt, insbesondere die katholische Kirche. Es geht um physische, psychische und sexuelle Gewalt gegenüber Abhängigen, v. a. Kindern und Jugendlichen, von Seiten Geistlicher und anderer im kirchlichen Dienst stehenden Personen. Ohne werten zu wollen, was darüber alles gesagt und geschrieben und gezeigt wird, kann man wohl von einer Kakophonie reden: Alle reden durcheinander, und vor allem sind alle Leute Experten, jeder für sich und für alle anderen. Nicht nur die viel geschmähten Medien ereifern sich Tag für Tag, auch die in Verteidigungsnotstand geratenen Verantwortlichen bedenken oft ihre Worte zu wenig. Es fehlt allenthalben an Koordination – um jetzt nur von der Kirche zu reden, vor allem im Vatikan, und oft auch in den einzelnen Bischofskonferenzen. Einige Klarstellungen scheinen vonnöten, damit man weiss, wovon man redet.

Ist alles Pädophilie?

Bestandene Erwachsene erzählen von dem, was sie in Schulen, Internaten, bei Priestern erlebt haben. In vielen Fällen handelt es sich um Begebnisse, die sich vor langer Zeit an vorpubertären Kindern (von 5/6- bis 11/12-jährigen) abgespielt haben. Dann spricht man mit Recht von Pädophilie (an sich ein unschuldiges Wort: Kinderliebe, von griech. pais, das Kind, der Knabe). Bei Jugendlichen zu Beginn oder während der Pubertät spricht man besser von Ephebophilie (griech. ephebos ist der Jugendliche, Jüngling, junge Mann), oder auch von Hebephilie (Hebe: die griech. Göttin der Jugend). Über 18/20 Jahren geht es um Handlungen zwischen Erwachsenen. Der Tatbestand kann unangemessenes Reden, unpassendes Berühren, besonders im Bereich der sekundären Geschlechtsmerkmale, Anschauen von Bildern und Filmen, gemeinsame oder gegenseitige sexuelle Tätigkeit sein. Dies alles kann sich zwischen Personen gleichen oder anderen Geschlechtes abspielen. Eine psycho-sexuelle Präferenz kann von früh an vorliegen und einen Menschen in die entsprechende Richtung treiben. Heute geht man davon aus, dass grundlegend so geprägte Menschen kaum zu «heilen» sind; sie müssen lernen, mit ihrer Veranlagung so umzugehen, dass sie bei den jungen Menschen keinen Schaden anrichten. Das heisst, sie dürfen sich nicht in eine Situation begeben, deren Druck fast unausweichlich zum Straftatbestand führt.

Zum Missfallen der Apologeten der griechischen Knabenliebe wird man zur Kenntnis nehmen müssen, dass diese nicht unbedingt pädagogisch, sondern schlicht sexuell begründet war und den Knaben durchaus nicht edle Emporführung brachte, sondern oft Traumatisierung und Schmerz wie heute noch.[1]

In unseren Überlegungen gehen wir v. a. auf die zentral sexuellen Missbräuche ein; doch dürfen darüber nicht die Misshandlungen (physische und psychische Gewalt) verschwiegen werden, die etwa in Kinderheimen von priesterlichen Direktoren und restlos überforderten Klosterfrauen systematisch ausgeübt wurden, zu einer Zeit, wo man noch keine Ahnung von Sondererziehung hatte und der Staat schwere Fälle am liebsten in religiöse Institutionen abschob.

Zölibatsversprechen und Keuschheitsgelübde

In der katholischen Kirche gilt folgende Regelung: Wer sich einem Orden anschliessen will (Mann oder Frau), legt die Ordensgelübde ab: Armut, Keuschheit, Gehorsam. Unter Keuschheit ist der freiwillige Verzicht auf die physische Ausübung der Sexualität gemeint – natürlich auch die innere Einstellung dazu und die Steuerung der Phantasie und der Willensregungen. Diese drei Gelübde gehören wesens-(definitions-)gemäss zum Ordensleben und können nicht abgeschafft werden – «Wer es fassen kann, der fasse es.» Das Zölibatsversprechen des Weltpriesters hingegen wurde einmal in der Kirche eingeführt, zuerst auf freiwilliger und einzelner Basis, sodann obligatorisch erklärt. Inhaltlich ist es mit dem Keuschheitsgelübde identisch. Aber als historisch einmal eingeführt, könnte es jederzeit auch wieder – als Verpflichtung – abgeschafft werden. Die psychophysische Verfasstheit des Menschen, der das Zölibatsversprechen oder das Keuschheitsgelübde ablegt, ist grundsätzlich gleich – die Umstände können verschieden sein. Wer in einen Orden (oder eine Kongregation) eintritt, wird zugleich in einen Verband Gleichgesinnter aufgenommen und kann in ihm Stärkung und Zuspruch erfahren; der Weltpriester ist oft einsam. In den orthodoxen und altorientalischen Kirchen ist es durchaus üblich, ja gewünscht, dass der Seelsorgepriester verheiratet ist. Aber es gelten strenge Regeln: Der Mann muss verheiratet sein, wenn er sich zum Priester- oder Diakonatsamt anmeldet. Einmal geweiht, kann er nicht mehr – nachträglich – heiraten. Will er es dennoch, wird er aus dem Priester- oder Diakonenstand entlassen. Der Bischof muss zölibatär sein: entweder weil er schon immer Mönch war, oder verwitweter Seelsorgepriester oder – was selten vorkommt – wenn die Frau einverstanden ist, sich von ihm zu trennen und in ein Kloster einzutreten.

Dr. Iso Baumer, geboren 1929 in St. Gallen, studierte Sprach- und Literaturwissenschaft und war als Gymnasiallehrer in Bern und Lehrbeauftragter für Ostkirchenkunde an der Universität Freiburg (Schweiz) tätig. Er befasste sich früh mit Theologie und verfasste viele Publikationen zur westlichen und östlichen Kirchengeschichte (religiöse Volkskunde, Ostkirchenkunde).

[1] Micha Brumlik: Pochendes Herz und knechtischer Zustand. Über die so genannte Knabenliebe in der Antike und über ihre Verklärung, in: NZZ Nr. 82 vom 10. April 2010, 59.

MISSBRAUCHS-DEBATTE

Es ist daher unangebracht, wenn man die Zölibatsverpflichtung der lateinischen (römischen) Kirche mit dem Hinweis aufweichen will, dass die verheirateten Priester ja auch schon in den katholischen Ostkirchen (den mit Rom verbundenen, ursprünglich meist orthodoxen Kirchen) anerkannt sind. Erstens hat Rom diese Freiwilligkeit des Zölibats stets nur mit Zähneknirschen anerkannt, zweitens in einzelnen Kirchen abgeschafft (z. B. bei den Syro-Malabaren und -Malankaren in Indien) oder so behindert, dass er Seltenheitsstatus erlangt hat. Zweitens müsste man dann auch die Randbedingungen übernehmen, wozu man im europäischen und amerikanischen Westen kaum bereit wäre. Die Frau des Priesters (oder Diakons) muss dem Mann seine Aufgabe erleichtern und sich selber, wenn irgendwie möglich, in den Dienst der Kirche stellen. Der Zölibat als Verpflichtung muss in der katholischen Westkirche ihrer ganz konkreten regionalen Situation wegen in Frage gestellt und seine Freiwilligkeit so bald als möglich unter einleuchtenden Bedingungen wieder eingeführt werden. Der Hinweis darauf, dass Jesus auch zölibatär gelebt hat, was sich also für den Priester, den «anderen Christus» gezieme, ist hohl: Sind die ostkirchlichen verheirateten Priester weniger «ein anderer Christus»?

Die Problematik der Missbrauchsfälle wird dadurch kompliziert, dass es in vielen Fällen nicht zölibatäre Weltpriester, sondern durch ihr Gelübde gebundene Ordensleute sind, die sich fehlbar gemacht haben. Für sie gilt in verstärktem Masse, dass man sie in ihrer Ausbildung prüfen muss, ob sie zu einer reifen Sexualität kommen, die sie vor Fehltritten bewahrt – denn der Verzicht auf aktive Sexualität ist nicht zwangsmässig mitschuldig an Pädophilie.

Zölibat als Einfallstor für Pädophilie?

Gelegentlich wird ein kausaler Zusammenhang zwischen Zölibat und Pädophilie konstruiert: Menschen mit unreifer Sexualentwicklung «flüchten» sich in den Zölibat, um unter seinem Deckmantel ihren Neigungen ungestörter nachleben zu können. Mit ebensolchem Recht könnte man behaupten, solcherlei Leute «flüchten» in die Ehe oder eine ähnliche Partnerschaft, denn unter ihrem Deckmantel können sie ungestörter Kinder, Stiefkinder, Neffen, Nichten, Enkel, weitere Verwandte und Bekannte behelligen. Oder sie «flüchten» in die Tätigkeit eines Lehrers, Sportlehrers, Trainers, Arztes, um leichter an Jugendliche «heranzukommen». Solche Pauschalisierungen helfen nicht weiter. Aber unbestritten ist, dass in einem zölibatären Leben Umweltbedingungen gegeben sein können, die einen gefährdeten Menschen leichter in Schieflage bringen (Ministranten, Ferienlager, Beichte). Die Jesuiten haben in ihrer Ausbildung eine strenge Regel, die «regula tactus» – «die Berührungsregel»: Kein Mensch, weder unter Mitbrüdern, noch in der Seelsorge, wird körperlich berührt (der seit einigen Jahrzehnten allüberall obligatorisch gewordene Kuss fällt vielleicht nicht mehr darunter!). Ich würde vermuten, dass diese Regel mehr Nutzen als Schaden gestiftet hat. Es sei noch darauf hingewiesen, dass in vielen berichteten Fällen die Eltern und andern verantwortlichen Bezugspersonen sträflich blind waren für die Machenschaften so genannter Vertrauenspersonen, indem sie z. B. ihre Kinder allzu vertrauensselig Geistlichen auf Reisen und Ausflüge mitgegeben haben. Man vergleiche das tragische Schicksal des Knaben Emil mit dem Priester Heinrich Federer (1866–1928).[2]

Es wäre übrigens wieder einmal daran zu erinnern, dass die aktiv ausgeübte Sexualität nicht die ganze Sexualität ausmacht. Die Erinnerung daran, dass das Sexualhormon Testosteron nicht zu 100 % die genitale Sexualität betrifft (diese nur zu ca. 15 %), ist doch ziemlich aufschlussreich. Ich kenne viele zölibatäre Priester und Ordensmänner, die nichts an Männlichkeit eingebüsst haben dadurch, dass sie mit keiner Frau (oder gar einem Mann) Verkehr haben. Natürlich kennt man auch jene, die einen verkrampften und verklemmten Eindruck machen (eher: machten, denn sie werden seltener), aber das gibt es auch bei Nicht-Zölibatären. Man ist eben Mann rundherum, innen und aussen, in Geist, Seele und Leib, nicht nur «dort unten». Die in Ausbildung begriffenen Mönche des Klosters Einsiedeln haben im letzten Jahr in einem Kurs eine hervorragende Ausbildung bekommen darüber, wie sie mit ihrer Sexualität umgehen können.

Der Papst «liebreicher Christus auf Erden»?

Die Aufmerksamkeit richtet sich auf den Papst. Immer wenn ein Ereignis die ganze Welt erschüttert, v. a. wenn die katholische Kirche mit inbegriffen ist, starrt die Welt auf den Papst und erwartet fortlaufend Äusserungen von ihm. Er wird offenbar immer noch von sehr vielen Leuten als letzte moralische Welt-Instanz angesehen, die vor allem das sagen sollte, was man selber für richtig hält. Und wenn er sich äussert, dann gilt die Aussage als unvollständig, nicht an die richtigen Adressaten gerichtet, ausweichend, vertuschend – und alles, was er früher in anderer Funktion zu diesem Thema gesagt oder getan hat, wird ans Licht gezerrt und stets neu aufgewärmt. Man begreift, dass es Leute gibt, die mit ihm Mitleid haben und ihm Trost spenden wollen. Was aber Kardinaldekan Angelo Sodano in seiner Grussadresse an den Papst auf dem Petersplatz am Ostersonntag geäussert hat, muss hinterfragt werden. Ich rede hier nicht von der Behauptung, alles, was in diesem Zusammenhang gesagt wurde, sei nur blödes Geschwätz,[3] auch nicht davon, alle Kardinäle, Bischöfe und 400 000 Priester (habe ich recht gehört?) stünden angeblich auf seiner Seite, sondern nur von den letzten Sätzen: «Buona Pasqua, Santo Padre, dolce Cristo in terra. Siamo con te.» – «Gute Ostern, Heiliger Vater, liebreicher (süs-

[2] Pirmin Meier: Der Fall Federer. Priester und Schriftsteller in der Stunde der Versuchung. Eine erzählerische Recherche. Zürich 2002.

[3] Der Kardinal-Erzbischof von Wien, Christoph Schönborn, hat bei einer informellen Begegnung mit der österreichischen Presse in Wien am 28. April diese Einschätzung für unangebracht gehalten (gemäss APIC Nr. 126 vom 9. Mai 2010: «Le cardinal Schönborn accuse Mgr Sodano de minimiser les affaires de pédophilie»).

ser) Christus auf Erden. Wir sind mit Dir.» Dieser Ausdruck stammt von der heiligen Caterina da Siena (1347–1380) aus dem Brief Nr. 196 an Papst Gregor XI.[4] Diese junge Frau hatte sich herausgenommen, zwei Päpste (nachher noch Urban VI.) an ihre Pflichten als Päpste zu erinnern, gewiss in höchst höflicher Form, aber mit einem Mut und einer Klarheit, die man sich auch heute wünschen würde. Sie hat in einem der 24 Papstbriefe den von Kardinal Sodano zitierten Satz gebraucht: von einer Mystikerin im politisch-sozialen-wirtschaftlichen Umkreis des Spätmittelalters ausgesagt. Aber Kardinal Sodano ist kein Mystiker, und er darf nicht solche heiklen, theologisch genau zu verortenden Sätze in eine Ergebenheitsadresse an den heutigen Papst hineinschmuggeln, die italienisch wunderbar über den Platz hinweg tönen. Nur: Die hl. Caterina hat ganz andere Worte an die Päpste gerichtet, besonders gegen das Scheusal Urban VI., unter dem das erste grosse Schisma entstand; sie hat ihm u. a. (im Brief 302) gesagt, dass er zwar Verantwortung für alle habe, aber nur soviel sehe wie ein Einzelner, und darum müssten ihm jene, die Mitverantwortung für die Kirche haben, ihm zu sehen helfen – unter anderem sie, die nur knapp gebildete, aber hochgescheite Frau mit einem Wagemut, der alles Säuseln der Bischöfe und Kardinäle übertönt. Es war auch Caterina, die die Sünden nicht primär bei den «Söhnen und Töchtern der Kirche» ausgemacht hat, wie es seit den öffentlichen Sündenbekenntnissen der Päpste üblich geworden ist zu sagen, sondern primär im Klerus und v. a. in der römischen Kurie, wo die Seherin mit sehr deutlichen Worten («es stinkt!») Klartext geredet hat, in vielen Briefen.

Nach dem in Anm. 3 erwähnten Bericht hat Kardinal Schönborn auch gesagt, Kardinal Sodano habe 1995 als damaliger Kardinalstaatssekretär die Einsetzung einer vatikanischen Kommission zur Untersuchung der Pädophilievorfälle mit Kardinal Groër verhindert, während Kardinal Ratzinger sie habe einsetzen wollen. Christoph Schönborn hat, noch als Erzbischof-Koadjutor, die in Österreich unerträglich gewordene Stimmung mit einem Befreiungsschlag gereinigt: Er hat mit drei Kollegen öffentlich erklärt, sie seien zur moralischen Gewissheit gelangt, dass die Vorwürfe an Groër im Wesentlichen zutreffen! Dann wurde dieser endlich abgelöst. Ich weiss, dass Kardinal Schönborn der Meinung ist, dass die unaufgearbeitete Sache Groër die Atmosphäre bis heute vergiftet hat. Und die bevorstehende Seligsprechung von Johannes Paul II. kommt in ein immer trüberes Licht. Vielleicht sieht man langsam ein, dass man vatikanische Weisungen nicht immer befolgen sollte.

Entrüstung und Heuchelei

Man ist mit Recht entrüstet über die laufend offengelegten Skandalgeschichten, denn man weiss unterdessen, dass Pädophilie und Ephebophilie zumeist nachhaltigen Schaden anrichten bei den jungen Menschen. Doch durch Jahrhunderte konnten sich bestimmte Personen solchen Praktiken hingeben, ohne Tadel von der Umwelt zu empfangen, im Gegenteil: oft Bewunderung und Lob. Darf man an den französischen Schriftsteller André Gide (1869–1951) reformierter Herkunft erinnern, der sich gerne mit nordafrikanischen Knaben vergnügte (und damit auch aktiven Kolonialismus betrieb)? Der mit seinem Freund Henri Ghéon (1875–1944), katholisch, in Küstenstädten und Pariser Stadtquartieren auf Knabenjagd herumschweifte?[5] Ghéon bekehrte sich im Gefolge des Ersten Weltkriegs, verlegte sich auf religiöse Schriftstellerei und liess Knaben fortan in Ruhe. Überhaupt die französische literarische Avantgarde, die herrliche Werke schuf und die Nouvelle Revue Française hervorbrachte! Als José Cabanis das Buch schrieb: Dieu et la NRF, 1909–1949 (Paris: Gallimard 1994), spottete man, der Titel müsste heissen: Dieu, le sexe et la NRF! Oder der orthodoxe Gabriel Matzneff, der in seinem Büchlein «Les moins de seize ans» (Paris: Julliard 1974 und 1988) sich rühmt, nur mit Knaben und Mädchen zwischen 11 und 16 Jahren zu schlafen und schreibt: «Für mich wäre es das höchste Glück, meine Zeit aufzuteilen zwischen der schöpferischen Einsamkeit und der Gesellschaft mit einem alten Mönch, einem heranwachsenden Mädchen und einem jungen Knaben.» Oder der ursprünglich jüdische Maurice Sachs (1906–1944), der zwischenhinein katholisch wurde und sogar ins Priesterseminar eintrat; er liess sich mit Hunderten von Knaben ein.[6]

Man wird ja sagen dürfen, dass heute allerwärts eine grosse sexuelle Freizügigkeit in Tat und Wort und Bild herrscht, gegen die die Entrüstung mancher Medien etwas zweideutig abfällt, wenn es um die Fehltritte katholischer Erziehungspersonen geht. Es hat eben in Bezug auf die Beurteilung sexueller Tatbestände ein gewaltiger Mentalitätswechsel stattgefunden, nicht nur im kirchlichen Bereich, so dass man heute kaum mehr begreifen kann, was früher verschämt oder augenzwinkernd geduldet oder auf die Seite geschoben wurde.

Kirche in der Krise

Die Missbrauchsfälle, die fortlaufend aufgedeckt werden, sind deshalb besonders schwerwiegend, weil die katholische Kirche mit einem besonders hohen moralischen Anspruch auftritt und hohe Standards von ihren amtlichen Vertretern, aber im Grunde von allen Gläubigen verlangt. Johannes Paul II. hat noch einmal eine triumphale, siegende, glanzvolle Kirche vordemonstriert, dabei mit harter Hand seine Wählerschaft (die Kardinäle) und die Chefs in der Hierarchie ausgewählt (und viele Fehlgriffe getan, die Namen liegen auf der Hand). Dass die Kirche nun zur Demut gezwungen wird, kann ihr letzten Endes nur gut tun.

[4] Ich beziehe mich auf folgende Ausgabe: S. Caterina da Siena: Le Lettere. A cura di D. Umberto Meattini. Milano 1987.

[5] Zur Lebensweise aus der Sicht der Opfer vgl. François Derais / Henri Rambaud: L'envers du journal de Gide. Paris 1961; diese «Kehrseite des Tagebuches» von Gide spielt darauf an, dass der Dichter seine Abenteuer ungescheut offenlegte. – Zu Henri Ghéon: Catherine Boschian-Campane: Henri Ghéon, camarade de Gide. Biographie d'un homme de désirs. Paris 2008, 384 S.

[6] Maurice Sachs: Le Sabbat. Roman. Paris 1960. – Es handelt sich um einen autobiographischen Roman. Von seinen Aufenthalten im Priesterseminar und in Klöstern aber unterstreicht er, dass er nie und nirgendwo auch nur einen Hauch von sexuellen Beziehungen entdeckt habe.

MISSBRAUCHS-DEBATTE

Die Beurteilung der ersten fünf Jahre Pontifikat von Papst Benedikt XVI. fällt eher ernüchternd aus, auch bei durchaus sorgsam abwägenden Fachleuten. Plötzlich wagt man auch – etwa im «Club» – leise Kritik am «charismatischen» Papst Johannes Paul II. zu üben, der viele Hände geschüttelt, aber nie einem Menschen in die Augen geschaut hat, der viel Auflauf mit wenig Tiefgang produziert hat – genau dieser Papst soll also aufs Geschrei der Menschenmenge hin «subito santo!» («sofort heilig»), d.h. in einer Rekordzeit von 5+ Jahren seliggesprochen werden. Dabei weiss man, dass bei grossen, bedeutenden Personen der Weltgeschichte (und dazu gehört er ganz gewiss) unbedingt drei Phasen durchlaufen werden müssen (Roger de Weck hat es Anfang April in einem TV-Gespräch mit Jakob Tanner über General Guisan gesagt): Mythologisierung – Demontierung – Differenzierung. Johannes Paul II. liess sich selber bis zur letzten Stunde medial auswerten, und vorher wurde er von den Millionen hochgejubelt – die Demontage scheint nicht lange auf sich warten zu lassen; die «Geschichte» als Wissenschaft müsste jetzt hier ansetzen (bei dem, was «Gedächtnis» heisst, d.h. beim Bild, das er kollektiv von sich gelassen hat und das identitätsstiftend wirken sollte); so könnte man dann nach längerer Zeit zu einem differenzierten, aber gerechten Urteil kommen.

Hier braucht nicht mehr länger auseinandergelegt zu werden, was man langsam (oder auch rasch) umbauen müsste, die ganze Kirchenstruktur erweist sich mehr und mehr als ungeeignet, die Probleme zu lösen, ja auch nur anzusprechen. Gewiss, man wird nicht am hierarchischen Aufbau Diakon-Priester-Bischof und einem Papst als Garant der Einheit rütteln müssen, aber dazu gehören noch andere Elemente (Alois Riklin in St. Gallen würde sagen, eine «Mischverfassung»), die das ganze Kirchenvolk mit einbeziehen. Immer noch reden bisweilen Bischöfe und Kardinäle von «der Kirche» und meinen sich selbst, statt das ganze Volk Gottes.

Ich möchte schliessen wie Caterina ihre Briefe an die Päpste geschlossen hat: «Verzeihen Sie mir meine Anmassung» – «Verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir: denn die grosse Liebe, die ich für Ihr Heil habe, und der grosse Schmerz, wenn ich das Gegenteil davon sehe, lassen mich so reden.»

Iso Baumer

SPIRITUALITÄT

DAS GESCHICK DER KIRCHE IM TRIDUUM PASCALE

Je mehr wir uns dieses Jahr der Karwoche näherten, umso stärker zogen sich die dunklen Wolken der Missbrauchsskandale über der Kirche zusammen. Es wurde unvermeidlich, diese besonders drückende Kirchenzeit mit in die Feiern der Karwoche hineinzunehmen; auch mit der Hoffnung, dabei etwas Licht und Trost zu finden. – Folgende Gedanken begleiteten die Liturgien der drei heiligen Tage in Hochwald (SO); vielleicht helfen sie auch einem weiteren Kreis zu einem geistlichen Verstehen dessen, was geschehen ist.

Das Obergemach: Ort des Verrates und der Hoffnung

Werfen wir einen Blick auf die Feier des Hohen Donnerstags. Es ist erstaunlich und macht immer wieder nachdenklich, wie Jesus dieses Abschiedsmahl gestaltet. Wer ist hier eingeladen? Es sind die Freunde Jesu! «Es sind nicht Edle und Vornehme, keine Angesehene und Mächtige» (1 Kor 1,27). Jesus selbst sagt, er sei gekommen, Sünder und nicht Gerechte zu berufen; und er macht seine Sendung wahr bis in die Auswahl seiner Freunde, bis in die Intimität des Abendmahlsaales. Menschen von der Strasse, die er in seine Nähe rief, und die doch so schwach und sündig blieben, sie sind es, mit denen er zu essen sich gesehnt hat. (Lk 22,15).

Es heisst, es sei schwierig, von einem Menschen schlecht zu reden, mit dem man am Tische sass und eine Mahlzeit geteilt hat. Und doch spricht die Erfahrung vom Gegenteil. So klagt der Psalmist: «Auch mein Freund, dem ich vertraute, der mein Brot ass, hat gegen mich geprahlt» (Ps 41,10). – Dieser Satz wird im Abendmahlsaal bitterste Realität. Mitten in der unmittelbaren Umgebung, im Kreis der engsten Freunde, bereiten sich Verrat, Verleugnung und Flucht vor. Judas, einer der zwölf, schluckt den gereichten Bissen hinunter und stürzt sich in die Nacht, um das zu tun, was der Teufel ihm ins Herz gegeben hat (Joh 13,2). Nicht lange dauert es, bis Petrus, durch eine Dienstmagd durcheinandergebracht, seinen Herrn verleugnet. Alle insgesamt, kollegial könnte man sagen, flüchten und fliehen. «Da verliessen ihn alle Jünger und flohen» (Mt 26,56). Es war, so möchte man sagen, kein besonders geglückter Anfang für das Unternehmen «Kirche».

Nachdenklich macht zudem, was aus diesem Abendmahl folgt: die Konsequenzen, das Echo, die Wirkungen bis zum heutigen Tag. Was dort begann, bleibt prägend und bezeichnend für die ganze kommende Zeit der Kirche. Die Einsetzung des Abendmahles gilt als ein kirchenstiftender Akt, trägt das Prägemahl für alle Zeiten. Hier also wurde das Fun-

P. Dr. Hans Schaller SJ, über lange Jahre Spiritual, Studenten- und Akademikerseelsorger und Pfarrer in der Schweiz und in Rom, ist als Spiritual des Priesterseminars St. Luzi in Chur und als Exerzitienleiter im Zentrum für Begegnung, Spiritualität und Bildung «Notre Dame de la Route» in Villars-sur-Glâne tätig.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
18.5.10 / Nr. 20
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

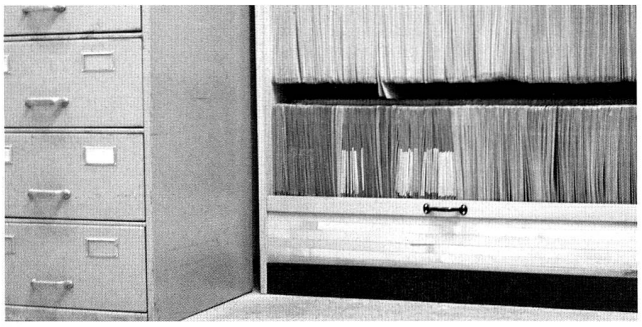
Fakten zu Rathausen

Gespräch mit der Provinzoberin der Schweizer Ingenbohler Schwestern

Von Josef Osterwalder

Ingenbohl SZ. – Vorwürfe gegenüber dem ehemaligen Erziehungsheim Rathausen in Ebikon LU beschäftigen die Medien. Vor allem in den 1940er und 1950er Jahren soll dort ein drakonischer Geist geherrscht haben. Für die Betreuung waren Ingenbohler Schwestern angestellt, die Leitung lag bei einem Direktor. Provinzoberin Marie-Marthe Schönenberger erläutert, was bis heute an Fakten bekannt ist und wie die Schwestern mit dem dunklen Kapitel umgehen.

Das ehemalige Erziehungsheim Rathausen befand sich in den Räumen eines früheren Zisterzienserinnenklosters. 1882, kurz nach der Gründung, wurden Schwestern aus Ingenbohl für die Betreuung der Kinder angestellt. Die entsprechende Vereinbarung wurde noch von der ersten Generaloberin, Mutter Maria Theresia Scherer (1825–1888) unterschrieben.



Im Vordergrund steht die Aufarbeitung der Fakten.

"Unsere Gemeinschaft hat das Heim aber nie selber geleitet", sagt Schwester Marie-Marthe. Die Schwestern unterstanden einem Direktor, der bis zu den 1960er Jahren ein Priester, später ein Laie war. Ernannt wurde er jeweils durch eine Absprache zwischen dem Kanton Luzern und dem Bistum Basel. Die Kinder- und Waisenanstalt gehörte dem Kanton, der den Betrieb ab 1951 einer eigens errichteten Stiftung übergab. Die Aufsicht oblag einer kleinen und einer grossen Kommission. Die kleine Kommission arbeitete eng mit dem Direktor zusammen. Das Personal hatte in der Kommission keinen direkten Ansprechpartner.

Grosses Heim, wenig Personal

Bei Rathausen handelte es sich um eine grosse Erziehungs-, Kinder- und Waisenanstalt. 1882 nahm sie den Betrieb mit 205 Kindern auf, 1899 waren es bereits 231. Die Belegungszahl war schwankend; nach einem hohen Stand in der Weltkriegszeit mit 215 Kindern fiel sie 1950 auf 140 zurück. Nach Medienrecherchen sollen insgesamt 3.500 Kinder das Heim durchlaufen haben. Die Gründe ihrer Aufnahme beziehungsweise Einweisung waren verschieden: Es gab Waisen, Halbwaisen und verhaltensauffällige Kinder; manche wurden auch von Vormundschaftsbehörden dem Heim zugeteilt.

Im Heim arbeiteten zwischen 17 und 20 Schwestern aus verschiedenen Berufsgruppen: Erzieherinnen, Lehrerinnen, Köchinnen, normalerweise war auch eine Krankenpflegerin oder Krankenschwester im Heim. Wegen dem geringen Personalbestand war die Belastung für die Schwestern sehr gross, was immer wieder zu deren Erkrankung führte. Durch solche Ausfälle wurde die Belastung für die andern Schwestern umso grösser. 1972 zog sich Ingenbohl zurück.

Erklärung des Synodalrats

Die Nachricht, dass es im Kinderheim Rathausen zu schweren Übergriffen gekommen sei, traf die Ingenbohler Schwestern heftig und unvermittelt.

Editorial

Schatten. – Seit September 2009 ist ein Schatten auf den Namen "Ingenbohl" gefallen. In einem Dokumentarfilm hatten ehemalige Bewohner des Kinderheims Rathausen, in dem Ingenbohler Schwestern jahrzehntelang für die Betreuung zuständig waren, von harten Strafen und Züchtigungen erzählt. Die Ingenbohler Schwestern stellen sich der dunklen Vergangenheit, deren Aufarbeitung sie energisch und professionell angehen (siehe vorliegende Kipa-Woche).

Im Mai dieses Jahres tauchte plötzlich ein altes Tagebuch auf, dessen Autorin ihre Mädchenjahre im Heim Rathausen verbrachte. Sie beschreibt darin unter anderem, wie eine Ingenbohler Schwester in den 1930er Jahren zwei Heimkinder zu Tode brachte. Dem Orden waren die Vorfälle bislang nicht bekannt.

Aber auch der Kanton Luzern weiss von nichts, erfuhr die Öffentlichkeit, was fast noch erschreckender ist, wenn die Vorwürfe tatsächlich zutreffen. Denn damit fallen Schatten auch auf die damaligen Behörden, eigentlich die ganze Gesellschaft. Ein Kind, wohl ein armes und unerwünschtes, stirbt in einem Heim – und kein Hahn kräht danach. So lautet die traurige Botschaft des Tagebuchs. In einer Gesellschaft des Mangels leiden zunächst immer die Schwächsten. Der Sparwille im Kinderheim Rathausen, das dem Kanton Luzern gehörte, war offensichtlich: Nur 20 Schwestern, darunter auch Köchinnen, wurden für die Betreuung der zeitweise über 200 Kinder eingesetzt.

Nichts als konsequent ist es deshalb, dass nun neben den Schwestern auch der Kanton über die Bücher geht und die Geschichte seiner Erziehungsanstalten und Kinderheime aufarbeiten lässt. Das kostet zwar. Aber eine Gesellschaft, die sich mit den Schattenseiten der Vergangenheit beschäftigt, schöpft daraus Perspektiven für die Zukunft, sagte der mit der Aufarbeitung beauftragte Luzerner Historiker Markus Furrer jüngst in einem Interview.

Barbara Ludwig

Namen & Notizen

Benedikt XVI. – Das katholische Kirchenoberhaupt fühlt sich bestärkt durch Italiens Katholiken. Am 16. Mai haben über 150.000 Mitglieder katholischer Laienverbände und Gemeinschaften in Italien Papst Benedikt XVI. ihre Unterstützung demonstriert. (kipa)

Erwin Tanner. – Die Burka ist nach den Worten des Sekretärs der Arbeitsgruppe "Islam" der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) aus christlicher Sicht abzulehnen. Durch den Ganzkörperschleier werde das je eigene Wesen der Frau "unsichtbar" gemacht und seine Trägerin "aus dem öffentlichen Bereich verdrängt". Die SBK selber hat zur Burkafrage noch nicht offiziell Stellung bezogen. (kipa)

Markus Furrer. – Der Luzerner Historiker ist vom Luzerner Gesundheits– und Sozialdepartement beauftragt worden, die Vergangenheit von ehemaligen Erziehungsanstalten und Kinder- und Jugendheimen im Hinblick auf Übergriffe auf damalige Bewohner aufzuarbeiten. Zu den Institutionen zählt auch das mit Gewaltvorwürfen belastete ehemalige Kinderheim Rathausen in Ebikon LU, wo von 1882 bis 1972 zwischen 17 und 20 Ingenbohler Schwestern zur Betreuung der Kinder angestellt waren. (kipa)

Walter Mixa. – Der Missbrauchsverdacht gegen den zurückgetretenen Augsburger Bischof ist hinfällig, die Prügelvorwürfe haben sich dagegen erhärtet. Die zuständige Staatsanwalt stellte am 14. Mai die Ermittlungen wegen eines angezeigten Missbrauchs mangels Tatverdacht ein. (kipa)

Gerold Zenoni. – Der Benediktinerbruder aus Einsiedeln SZ wurde am 10. Mai von der SRG idée suisse Zentralschweiz für seine Tätigkeit als Autor und Journalist mit dem Förderpreis ausgezeichnet. Das Preisgeld in der Höhe von 3.000 Franken fliesst in die Kasse der Benediktinerabtei Einsiedeln. (kipa)

Bernard Genoud. – Der Bischof von Lausanne-Genf-Freiburg wird dem Festgottesdienst zum Fronleichnamsfest mit Prozession in Freiburg am 3. Juni trotz seiner angeschlagenen Gesundheit vorstehen. Der Bischof unterzieht sich derzeit einer Krebstherapie. (kipa)

Auslöser war die Erklärung des Synodalrats der Katholischen Landeskirche des Kantons Luzern vom November 2008. Sie enthielt eine Entschuldigung für alles Unrecht, das in christlichen Anstalten an Verding- und Heimkindern begangen wurde. Daraufhin meldete sich Walter Furrer, der in den 1940er/50er Jahren im Heim gewohnt hatte. In einem Artikel der Neuen Luzerner Nachrichten berichtete er, dass im Heim eine kalte, angst- und gewaltgeprägte Atmosphäre geherrscht habe. Er spricht von "körperlichen Züchtigungen, sexuellen Misshandlungen, Arbeitszwang." Der Vorwurf des sexuellen Missbrauchs trifft aber nicht die Schwestern, sondern den "pädophilen Direktor".

Ein Dokumentarfilm

Die Erklärung der Landeskirche war der eine Auslöser, der andere ein Dokumentarfilm. Im Zusammenhang mit dem Missbrauchsskandal lancierte das Schweizer Fernsehen eine Internetumfrage zu Gewalt in Heimen, die von christlichen Gemeinschaften geführt wurden oder noch immer werden. Dabei fiel dem Dokumentarfilmer Beat Bieri auf, dass verschiedentlich der Name "Rathausen" auftauchte.

Aus zunächst vier, später sechs Zeugnissen von Männern zeichnete der Film ein erschütterndes Bild. Mit Namen wurde eine Schwester Regula genannt. Die meisten Vorwürfe richten sich gegen die Schwestern im Allgemeinen, sprechen von Züchtigungen, harten Strafen; zudem werden sie beschuldigt, die angeblichen sexuellen Übergriffe des Direktors gedeckt zu haben. Der Film wurde im September 2009 erstmals ausgestrahlt; im März 2010 ein zweites Mal, diesmal in der längern Fassung.

Danach wurde ein Text bekannt, der ebenfalls massive Anschuldigungen enthält. Geschrieben von einer Frau, die ihre Mädchenjahre im Heim verbracht hatte. Darin ist von Vorfällen die Rede, die sich in den 1920er Jahren abgespielt hatten. Damals soll eine Schwester den Tod zweier Kinder verursacht haben.

Unklares Bild

Das Kloster Ingenbohl hat inzwischen gut zwei Dutzend Zuschriften und mündliche Stellungnahmen von Frauen und Männern erhalten, die als Kinder in Rathausen gelebt hatten. Nicht alle schlagen den gleichen Ton an. Einige bestätigen die Vorwürfe, andere aber schreiben, dass sie das Heim ganz anders erlebt hätten. Einige sind später im Leben immer wieder zurückgekehrt, weil ihnen das Heim zur Ersatzfamilie geworden ist. Es ist also nicht einfach, ein schlüssiges Gesamtbild von Rathausen zu gewinnen.

"Der Film hat bei uns Schwestern grosse Betroffenheit ausgelöst", sagt die Oberin. Es war für sie selbstverständlich, dass man von Anfang an offen kommunizieren muss, dies auch im Sinne der Richtlinien der Schweizer Bischofskonferenz. Die Ordensgemeinschaft kommuniziert sowohl nach innen wie nach aussen. Die Schwestern müssen genau so informiert sein wie die Öffentlichkeit. Zudem muss die Mutterprovinz Schweiz auch die Generalleitung ins Bild setzen.

Aufarbeiten der Fakten

Seit dem Film über Rathausen ist ein Schatten auf den Namen "Ingenbohl" gefallen, obwohl die genannten Vorkommnisse weit zurück liegen. Die Aufarbeitung der Geschehnisse hat in der Provinz höchste Priorität; die Leitung lässt sich darum von Fachleuten beraten. Im Vordergrund steht die Aufarbeitung der Fakten. Dazu setzt die Provinzleitung eine externe Fachgruppe ein, die unabhängig und professionell die Geschichte des Heims aufarbeitet. Diese kann sich auf die Meldungen ehemaliger Heimkinder stützen, die sie entweder direkt oder über Ingenbohl erreichen. Nicht ganz einfach ist die Archivsituation. Die meisten Unterlagen liegen nämlich bei staatlichen Stellen, weil die Schwestern angestellt waren.

Für die Arbeit der unabhängigen externen Fachgruppe wird nun ein Konzept ausgearbeitet, im Sommer soll sie starten. Inzwischen hat auch der Kanton Luzern beschlossen, die Geschichte seiner Heime aufarbeiten zu lassen. Die unabhängige externe Fachgruppe wird mit den vom Kanton beauftragten Leuten zusammenarbeiten. Ergebnisse erwartet man in zirka zwei Jahren.

Interne Anlaufstelle

Nebst der historischen und juristischen Aufarbeitung der Vergangenheit gibt es auch eine emotionale Seite. Um Gelegenheit für hilfreiche Gespräche zu geben, wurde eine Anlaufstelle eingerichtet. Beauftragt damit ist eine Schwester, die Erfahrung als Sozialarbeiterin mitbringt. Gespräche können einzeln oder in Gruppen geführt werden. Das Angebot besteht seit einem halben Jahr.

Die Ingenbohler Schwestern gehen durch eine schwere Zeit, spüren aber auch, dass ihre Gemeinschaft trägt. "Ich bin überzeugt, dass wir geläutert und gestärkt aus dieser Situation hervorgehen werden", sagt Schwester Marie Marthe. (kipa / Bild: KNA)

Viele Wolken und ein Stück Himmel

Ökumenischer Kirchentag – mehr als Mahl- und Missbrauchsdebatten

Von Christoph Strack

Abend der Begegnung am Kirchentag in München.

München. – Die Ökumene, sagt Alois Glück, hat sich als "wetterfest" erwiesen. Da klatschen die Zuhörer beim Abschlussgottesdienst des 2. Ökumenischen Kirchentags (ÖKT) am Sonntag, 16. Mai. Jeder weiss, dass der katholische Präsident des ÖKT nicht nur Regenschauer und kühle Brisen meinte. In wirtschaftlichen und kirchlichen Krisenzeiten bot das fünftägige Christentreffen viele Wolken und gelegentlich ein Stück vom Himmel.

Im Gegensatz zu früheren Kirchen- und Katholikentagen dominierte kein einzelnes politisches oder gesellschaftliches Thema. Und anders als beim 1. Ökumenischen Kirchentag 2003 in Berlin war auch nicht das Ereignis schon das Ereignis.

Ein Politikthema war zwar der Bundeswehreinsatz in Afghanistan, doch die Politiker, ja der gesamte Bereich der Politik spielte in München eine deutlich geringere Rolle. Der Besuch von Bundeskanzlerin Angela Merkel machte aus dem Freitag noch keinen Merkeltag, die Präsenz von Bundesministern blieb begrenzt.

Kirchliches Sozialwort angekündigt

Die politische Botschaft des Treffens war die Ankündigung der Kirchen, ein neues gemeinsames Sozialwort vorlegen zu wollen. Es gehe um mehr soziale Gerechtigkeit, um "weniger ich und mehr du", sagte der evangelische ÖKT-Präsident Eckard Nagel. "Gott stürzt die Mächtigen vom Thron", hiess es im biblischen Text zum Beginn der Abschlussfeier.

Dazu passten die vielen drastischen Worte zum Wirtschaftsgebaren. Münchens Erzbischof Reinhard Marx sprach von entfesseltem Kapitalismus und ideologischer Verwirrung, der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Präses Nikolaus Schneider, von Verantwortungslosigkeit.

Ökumene mit neuem Gesicht

München bot einen geistlichen Kirchentag. Aus der Heilig-Geist-Kirche am Viktualienmarkt, unter dem Titel "Stay & Pray" rund um die Uhr geöffnet, kamen tief in der Nacht zum Sonntag noch Beter; da machten sich die ersten Helfer schon auf den Weg zur Theresienwiese. Ob fromme Abendweisen auf dem Marienplatz, Kerzenglanz beim Taizégebet, Jugendkirche, Tauferneuerung oder, vor allem, die orthodoxe Mahlfeier am Freitagabend – geistliche Angebote hatten Zulauf. "Durch diesen Kirchentag hat die Ökumene in Deutschland ein neues Gesicht bekommen", sagte Nagel. Die Orthodoxie. Das "Mahl der tausend Tische" wurde Symbolbild.

Bei der Ökumene, sagte der Mainzer Kardinal Karl Lehmann, gehe es nicht um eine durchorganisierte "Superkirche", sondern um Vielfalt in Liturgie und Tradition. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, äusserte Verständnis für Ungeduld beim Drängen nach Mahlgemeinschaft. Doch er warnte mahnend davor, diesen Schritt ohne offizielle Trennung zu vollziehen. Gleichwohl feierten einige hundert Christen abseits des offiziellen Programms eine gemeinsame Mahlliturgie.

Belastete Katholiken

Gerade die Katholiken kamen belastet vom Missbrauchsskandal nach München. Die Messehallen waren bei diesen Veranstaltungen nicht voll besetzt. Aber voller lauter Wut und stiller Emotionen. "Wir leiden an unserer Kirche, wir leiden mit unserer Kirche. Aber sie ist weiter unsere Kirche", sagte Glück. Auch da gab es Beifall unter den Wolken auf der Wiesn. (kipa / Bild: Monika Marti)

In 2 Sätzen

Burkaverbot. – Der Dachverband der Schweizer Juden lehnt ein Verbot der Burka ab. Der Kampf gegen kulturelle oder religiöse Symbole von religiösen Minderheiten sei kein Beitrag zu deren Integration, sagte Herbert Winter, Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds, am 16. Mai. (kipa)

Gift-Rezept. – Das Bundesgericht hält daran fest, dass Sterbewilligen das Sterbemittel Natrium-Pentobarbital (NaP) nur mit dem Segen eines Arztes abgegeben wird. Die Lausanner Richter haben die Beschwerde einer 79-Jährigen abgewiesen, die aus dem Leben scheiden will. (kipa)

Achtung. – Der türkische Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan hat alle Behörden im Land zu Schutz und Achtung der nicht-muslimischen Bürger aufgerufen. In einem Erlass, der am 13. Mai veröffentlicht wurde, wies Erdogan alle staatlichen Stellen an, die Rechte der christlichen und jüdischen Minderheiten zu achten, ihre Geistlichen respektvoll zu behandeln und entschieden gegen hetzerische und diskriminierende Veröffentlichungen vorzugehen. (kipa)

Sexualmoral. – Der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Alois Glück, hat eine neue Debatte über die kirchliche Sexualmoral gefordert. Die Kirche müsse sich "offener damit auseinandersetzen, was heute verantwortungsvoller Umgang mit Sexualität und Partnerschaft heisst", sagte Glück am 12. Mai. (kipa)

10 Jahre. – Seit 10 Jahren existiert das Pfarreiblatt Urschweiz. Die Nachfolgepublikation des Arther Pfarrblatts startete im Jahr 2000 mit einer Auflage von 15.000 Exemplaren. Heute erscheint das Pfarreiblatt Urschweiz mit einer Auflage von 17.000 Exemplaren für über 35 Pfarreien in den Kantonen Schwyz und Uri. (kipa)

Sonntagszimmer. – Die Evangelisch-reformierte Kirche Basel bietet neu in der Matthäuskirche in Kleinbasel jeden Sonntag durchgehend Besinnung, Unterhaltung, Spiel und Mahlzeiten für alle Menschen an, die Gemeinschaft mit anderen suchen. Das neue sozialdiakonische Angebot nennt sich "Sonntags(z)immer". (kipa)

Auf Frauenpriestertum hinarbeiten

Die vierte Tagsatzung hat ihre Ziele präsentiert

Steinhausen. – Die vierte Tagsatzung im Bistum Basel will die Einführung des Frauenpriestertums vorantreiben. Dies kündigte sie zum Abschluss des Treffens von rund 100 Reformkatholiken in Steinhausen ZG an, das vom 13. bis 15. Mai stattfand. Zudem will sie mit Donnerstagsgebeten die Reformkatholiken der Deutschschweiz besser miteinander vernetzen.

Eine Projektgruppe soll mit Blick auf die bereits stattgefundene Entwicklung in den Schwesterkirchen auf die Einführung des Frauenpriestertums hinarbeiten. Geplant ist unter anderem eine Begegnung mit den Christkatholiken, die Frauen zum Priesteramt zulassen.

Es sollen aber nicht nur Forderungen nach oben gestellt werden, sondern an der Basis kleine Schritte unternommen werden, hiess es im Plenum, mit dem eine Reihe von Vorträgen und Workshops abgeschlossen wurde: So sollen Frauen verstärkt in die bereits offiziell möglichen Dienste integriert werden.

Kooperation verstärken

Brigitte Durrer, Präsidentin der Tagsatzung, betonte, dass es insgesamt für die Zukunft des Vereins Tagsatzung wichtig sei, verstärkt mit anderen reformorientierten Organisationen zusammenzuarbeiten. Als positives Beispiel nannte sie die Kooperation mit dem Forum für offene Katholizität (Fok).

Nach dem Vorbild von "Wir sind Kirche" aus Deutschland und Österreich griff die Tagsatzung zudem die Idee des donnerstäglichen Abendgebets auf. Eine Arbeitsgruppe soll dafür sorgen, dass ein solches in verschiedenen Schweizer Orten eingeführt wird. Das Abendgebet soll den Menschen am Ort die Möglichkeit geben, in der Vernetzung eine Dynamik der Veränderung in Gang zu setzen.

Christlicher Umgang mit Geld

Neben Frauenpriestertum und Vernetzung beschäftigte auch das Thema Wirtschaft die Teilnehmer der Tagsatzung. Eine weitere Arbeitsgruppe wurde deshalb damit beauftragt, Kirchgemeinden und Pfarreien für einen christlichen Umgang mit Geld zu sensibilisieren. Als Orientierung sollen dabei die Kriterien der katholischen Soziallehre dienen.

Die Tagsatzung will schliesslich, so ihr vierter Beschluss, das Bewusstsein für eine "neue religiöse Sprache" schärfen: Inspiriert vom Impuls-Vortrag von Monika Hungerbühler, Co-Leiterin der Offenen Kirche Elisabethen in Basel und Co-Dekanatsleiterin der römisch-katholischen Kirche Basel-Stadt, wurde vor allem die biblische Vielfalt der weiblichen und männlichen Namen Gottes herausgestrichen. Dementsprechend soll eine offene und verständliche religiöse Sprache im pastoralen Alltag der Kirche gepflegt werden. Das bedeute, weniger von "Gott" und vermehrt von gelungenem Leben zu reden.

Die Tagsatzung will eine Diskussionsplattform für all jene im Bistum Basel sein, die sich einen offenen Diskurs zu Themen des sogenannten kirchlichen Reformstaus wünschen. Erstmals fand sie 1998 in Luzern statt. 2001 wurde sie in Bern durchgeführt und 2007 in Allschwil BL. Die Bistumsleitung steht dem Anlass kritisch gegenüber. (kipa)

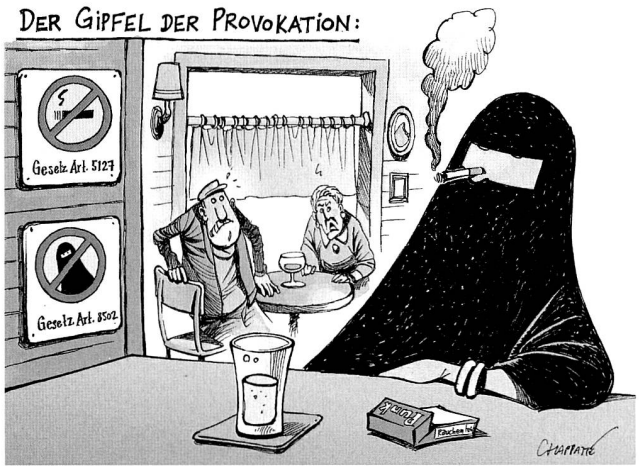
Die Zahl

300.000. – Im portugiesischen Marienwallfahrtsort Fatima hat Papst Benedikt XVI. am 13. Mai mit rund 300.000 Gläubigen eine Messe zum Jahrestag der Marienerscheinungen von 1917 gefeiert. Der Gottesdienst erinnerte zugleich an den 10. Jahrestag der Seligsprechung der beiden Seherkinder Giacinta und Francesco, denen die Gottesmutter Botschaften zu Busse und Umkehr überlassen hatte. Die Zeremonie war Höhepunkt der 15. Auslandsreise des Papstes. Begleitet von Mariengesängen wurde zu Beginn der Feier die Statue der Gottesmutter aus der Erscheinungskapelle durch die Menschenmenge auf dem Platz getragen. Soldaten der unterschiedlichen Waffengattungen und Angehörige von Bruderschaften trugen die Figur auf einer blumengeschmückten Plattform. In die Krone der 1,10 Meter hohen Figur war eine der Kugeln eingefügt worden, mit der Papst Johannes Paul II. am 13. Mai 1981 bei dem Attentat auf dem Petersplatz schwer verletzt worden war. Der polnische Papst, der seine wunderbare Rettung der Gottesmutter zuschrieb, hatte dem portugiesischen Heiligtum das Projektil bei einem seiner Besuche übergeben. (kipa)

1.000. – Am Auffahrtsumritt in Grosswangen LU nahmen fast 1.000 Personen teil. Der Anlass fand am Auffahrtstag, 13. Mai, zum 500. Mal statt. In gewöhnlichen Jahren finden sich jeweils nur 300 bis 350 Wallfahrer ein. Im Verlauf der 500-jährigen Tradition wurde aus der ursprünglich einfachen Prozession ein feierlicher Umritt, der bis heute entlang der Gemeindegrenze durchgeführt wird. (kipa)

Zeitstriche

Provokation. *– Die Möglichkeit, Verbote zu überschreiten und damit Mitbürger zu provozieren, könnte in nächster Zeit zunehmen. Wenn nach dem Rauchverbot das Burka-Verbot kommt. – Zeichnung: Chappatte. (kipa)*



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Barbara Ludwig
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

dament der Kirche gelegt, welches allein Christus ist; auf ihm wird die Kirche gebaut, mit «Steinen, die von den Bauleuten verworfen werden» (Mk 12,10), mit brüchigen und wenig verlässlichen Menschen.

Es ist eine Kirche der Sünder, die zu Beginn zusammengerufen wurde. Sünder in ihren Gliedern, aber auch in ihren sichtbaren Trägern und Verantwortlichen; insgesamt ein Haufen von Menschen, die vielfach versagen und negativ von sich reden machen. Bis zum heutigen Tag. – Und doch bleibt rückblickend ein Schimmer der Hoffnung in diesem Obergemach, wo das Abendmahl eingesetzt wurde. Es ist der Raum, in dem sich einige Wochen später die gleiche Gruppe mit Maria und einigen Frauen versammeln wird, zur Bitte um den Heiligen Geist. Der Ort, wo der Verrat und die Zerstreuung begann, ist auch der Ort, wo die Flüchtigen zusammenkommen und gesammelt werden und wo in der Wirkung des Heiligen Geistes die Kirche neu gegründet wird: «Von ihm (dem Heiligen Geist) erfüllt, fingen die in einem Saale Versammelten in den Sprachen aller Völker zu reden an. Durch das Wunder wurden die Mörder des Herrn erschreckt. Im Innern betroffen, empfanden sie Reue und Schmerz, schmerzempfindend änderten sie sich, geändert wurden sie gläubig» (Aurelius Augustinus, Vorträge über das Johannes-Evangelium, 39,5).

Kirche: die Sünderin, der vergeben wird

In gewissen Gemeinden wird am Karfreitag den Gläubigen ein kleines Kreuzchen aus zwei dürren Stäben in die Hand gegeben. Dieses wird bei der Kreuzverehrung zum Kreuze Jesu gelegt. Eine sinnvolle Geste für «die Gemeinschaft mit seinem Leiden» (Phil 3.10). – Dieses Zeichen erinnert in diesem Jahr nicht allein an all das, was im privaten Leben durchkreuzt wurde, an das tägliche Weh und Ach in den eigenen vier Wänden, es ist Zeichen der Zugehörigkeit zu einer leidenden und verwundeten Kirche. Was dort in Jerusalem, in der Kreuzigung Jesu, geschah, ragt tief in unsere aktuelle Kirchensituation hinein. Es geht weiter, wiederholt sich, bleibt unter uns gegenwärtig. Jesus, der dort geschlagen und verhöhnt wurde, ist das Haupt der Kirche, er leidet weiter in seinen Gliedern bis zum heutigen Tag.

Das ist theologisch nichts Neues! Erregend und ungewöhnlich ist in diesem Jahr nur das Ausmass und die Öffentlichkeit dieses Leidens. Alle Welt spricht davon und schaut zu, wie diese Kirche, die sich immer als «Kirche der Sünder» bekannte, als solche an den Pranger gestellt wird. Sie gerät auf die öffentliche Anklagebank, und zwar nicht ohne eigene Schuld. Schaut hin, das ist sie, die Kirche, wie sie wirklich ist, die Paulus als «reine Jungfrau Christus vermählen» wollte (2 Kor 11,2). Da steht sie, in erbärmlicher Gestalt, der Anklage und der Lächerlichkeit preisgegeben, als «maxima peccatrix» (Martin Luther), als «keusche Hure», die sozusagen auf frischer Tat ertappt wurde! – So entladen sich enttäuschte Erwartungen wie auch lang gestaute Abwehr. Wohin das alles weist? Was daraus wird? Wozu das gut ist?

Gut für die Kirche selber? – So will es scheinen. Dass sie, diese in der Öffentlichkeit gedemütigte Kirche, aus ihren Fehlern lerne, sich radikal bekehre, die selbstverursachte Peinigung ihr zur Besserung diene. Je mehr sie gedemütigt wird, umso mehr gerät sie an den ihr zukommenden Platz, den letzten Platz nämlich in der Gesellschaft, so wie es Jesus selber gelebt hat und wie es Paulus mit massiven Ausdrücken ständig deklamiert: «Ich denke, Gott hat uns als Apostel als die Hintersten erwiesen, als zum Tod Verurteilte, denn eine ergötzliche Posse sind wir geworden für alle Welt, für Engel und Menschen. Wir Einfältigen von wegen Christus, wir ohne Durchschlagskraft, ihr dagegen kräftig voranmachend, ihr hoch in Ehren, wir aber verachtet. Wir der Dreck aller Welt, (der abrinnt, wenn ihr euch wascht), der Unrat aller, und das bis heute!» (1 Kor 4,9–10.13).

Gut für die Peiniger? – Immer sei es befreiend, wenn auch von noch so kurzer Dauer, wenn man von eigener Schuld ablenken könne und dafür irgendwo einen Sündenbock finde. Die Gesellschaft als Ganze hat plötzlich ein weit verbreitetes Problem entdeckt. Ihre Kinder sind nicht sicher. Wer ist daran schuld, wer bietet sich da als Erst- und Hauptschuldiger besser an als die Kirche? Ist dieses gesellschaftliche Abschieben von Schuld, so gerecht in der Sache, so ungerecht im Ausmass, wirkliche Lösung? Befreit das Delegieren von Schuld wirklich? Und wissen diejenigen, vor allem aus den inneren Reihen der Kirche, die solches tun, dass sie mit jedem Schlag auch sich selbst treffen, sie als Glieder der Kirche selbst Schaden nehmen?

Das Holzkreuzchen des Karfreitags ist in diesem Jahr ein Zeichen schmerzlicher Zugehörigkeit zu einer geschlagenen Kirche. Wir alle sind in unserer Treue gefragt. Wir alle gehören dazu, sind Glieder des Leibes Christi, leiden unter dem eigenen und dem öffentlich gewordenen Versagen einzelner Glieder. Wir können und sollen uns nicht als Unbeteiligte auf der Seite halten, in Distanz und neben der Kirche stehen. Wir gehören in dieser Stunde zusammen, blicken auf zum gekreuzigten Herrn, von dem uns die Hoffnung zufliesst, dass noch im geschundenen Gesicht der Kirche das Bild Jesu aufleuchtet. Auch hier, unter dem Kreuz, wird die Kirche gegründet; aus dem Blut und Wasser, das aus der Seite Jesu fliesst, entsteht, nach Meinung der Kirchenväter, die Kirche und die Sakramente.

Glückliche Schuld: Welch grossen Erlöser hast du gefunden!

Im Osterevangelium wird unser Blick auf Maria von Magdala gerichtet. Diese Frau, die die Wendung ihres Geschickes allein Jesus verdankt, ist durch den

SPIRITUALITÄT

Schock des Kreuzes und des Scheiterns zutiefst getroffen. Sie ist nicht in Stimmung. Da tritt ein Engel zu ihr. Was er ihr sagt? Keine unmittelbar tröstenden Worte, nichts von Empathie oder Aufmunterung. Nichts von alledem, nicht einfach: Kopf hoch, Maria. Nimm's locker! Es ist halb so schlimm. Das Leben geht weiter. Nichts von dem. – Das Leben geht vielleicht nicht so schnell und nicht so einfach wieder weiter. Der Schock sitzt tief und die Trauer braucht Zeit, sie muss ausgetrauert werden.

Gilt Ähnliches für Ostern dieses Jahr, für die Trauer der jetzigen Kirchenzeit? In etwa: Ja. Auch die Kirche braucht Zeit, um über alles hinwegzukommen, was sich ereignet hat. Sie kann mit noch so vielen Hallelujas die trübe Stimmung nicht vertreiben, kann nicht so tun, als ob nichts geschehen wäre. Die Verunsicherung in den eigenen Reihen ist zu gross, zu sichtbar auch der Flurschaden, der durch die Lawine der Kritik entstanden ist, zu schmerzlich der Verlust an Glaubwürdigkeit, zu bewegend die Biographien der Opfer. Nein: Es ist nichts mehr so wie vorher. Was aber hilft, um mit dieser neuen Situation zurechtzukommen? Was bringt das Trauern voran? – Der Kirche hilft, was Maria von Magdala geholfen hat. Eingeschlossen in ihrer Trauer, besorgt noch um Grab und Leichnam, ohne weitere Hoffnung darüber hinaus, hört sie, wie sie plötzlich von hinten mit ihrem Namen angesprochen wird: Maria! So, so treffend und ins Herz gehend, hat sie diesen ihren Namen noch nie gehört. Ruckartig wendet sie sich um und erkennt Jesus. Er, den sie für tot hielt, lebt wieder und steht vor ihr.

Und so wie Jesus der Auferstandene Maria erschien, sie aus ihrer Trauer herausrief und neuen Glauben weckte, so tritt Jesus mitten in die Kirche. Bis zum heutigen Tag. Er zeigt sich als wirkmächtig, als einer, der seit je in die Schuldgeschichte seiner Kirche hineinsteigt, mit und an ihr leidet und sie dadurch auch befreit und reinigt. Er hört nicht auf, die Schuld der Kirche in seinen Leib aufzunehmen und sie so zu tilgen, und zwar so radikal und gründlich, dass aus ihr noch etwas Gutes, vielleicht noch etwas Besseres entstehen kann, als ohne sie geworden wäre. «Felix culpa», so wird im Exsultet gesungen. «Wahrhaft heilbringende Sünde des Adam, du wurdest uns zum Segen, da Christi Tod dich vernichtet hat. O glückliche Schuld, welch grossen Erlöser hast du gefunden! Der Glanz dieser heiligen Nacht nimmt die Frevel hinweg, reinigt von Schuld, gibt Sündern die Unschuld, den Trauernden Freude.»

Wir bleiben nüchtern! Auch da, wo solche hymnische Preisungen an unser Ohr kommen, wo Grosses und Überraschendes in Aussicht gestellt wird, das Gott aus Schuld entstehen lassen kann. Was ist realistischerweise zu erhoffen? Was wird denn glücklich gepriesen? Gewiss nicht das, was in unseren kirchlichen Reihen im Argen liegt, nicht die offensichtlichen und beschämenden Vergehen Einzelner. Das alles ist weder gut, noch verdient es Lob. Auch nicht an einem Ostertag. Was aber jetzt, in dieser Stunde der Auferstehung, allen Lobes würdig ist, ist die rettende Hand, die der Auferstandene seiner Kirche entgegenstreckt, ist seine Gnade und Liebe, die er, wie der Prophet Zefanja sagt, «erneuert» (Zef 3,17). «Christus hat die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben, um sie durch Wasser und das Wort rein und heilig zu machen» (Eph 5,25). – All das ist zu preisen, was durch die Liebe des Auferstandenen wieder ins Lot kommen kann, die Fehler, aus denen man lernt, die Umwege, die vielleicht notwendig waren, die Schuld, die uns demütig macht und die uns in erster Linie denjenigen dienen lässt, die Opfer geworden sind.

Hier also liegt der Grund für den Stimmungsumschwung, für die Freude, die inmitten der Trauer möglich ist. Wie es Gregor von Nazianz formuliert: «Tag der Auferstehung: ein günstiger Anfang! Lassen wir unser Licht am Festtag leuchten. Umarmen wir einander. Bezeichnen wir als Brüder auch jene, die uns hassen, und selbstverständlich die, welche aus Liebe gearbeitet und gelitten haben. Fügen wir uns in allem der Auferstehung! Verzeihen wir einander: Gestern wurde ich mit Christus gekreuzigt, heute werde ich mit ihm verherrlicht. Gestern wurde ich mit ihm getötet, heute werde ich mit ihm zum Leben gerufen. Gestern wurde ich mit ihm begraben, heute werde ich mit ihm auferweckt.»

Hans Schaller

Der Heilige Geist über der Kirche

Die vom Engelberger Benediktinerpater Eugen Bollin gestaltete Lithographie auf der SKZ-Titelseite zeigt die Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Kirche, ganz konkret auf die Klosterkirche Engelberg, und auf die rings um die Kirche stehenden Mönche. Kirche und Mönche gehen dabei ineinander über, zwischen Kirchengebäude und den Mönchen ist keine genaue Abgrenzung möglich, was sehr schön aufzeigt, dass die Kirche aus uns Menschen besteht. Die Taube, Symbol für den Heiligen Geist, umrahmt alles, durchwirkt die ganze Welt, die Kirche und die Menschen. Zwei Flammen links und rechts vom Kirchturm zeigen auf, dass der Heilige Geist auch wirklich «ankommt», die Kirche belebt und durchwirkt.

Dass die eindrückliche Pfingst-Lithographie gerade den «Eingang» zur vorliegenden SKZ-Ausgabe bildet, die dem Thema Kindsmissbrauch gewidmet ist, erscheint vielleicht auf den ersten Blick als Provokation. Dies ist es aber nicht und will es auch nicht sein. Dieser sündigen Kirche, die aus uns sündigen Menschen besteht, ist trotz allem und wohl gerade deswegen der Heilige Geist, die reinigende und stärkende Kraft Gottes, versprochen und zugesagt. So dürfen wir einfach vertrauensvoll beten: Komm herab, o Heiliger Geist!

Urban Fink-Wagner

SKZ 20–21/2010

DAS SCHWEIGEN DURCHBRECHEN

BERICHT

Zur Freiburger Veranstaltung mit Abt Martin und Wunibald Müller

Aus der Sprachlosigkeit heraustreten – so fasste Adrian Holderegger, Professor für Moraltheologie und Ethik, auf dem Podium zusammen, was den Diskussionsabend vom 30. April 2010 an der Universität Freiburg im Üechtland zum Thema des Missbrauchsskandals ausgezeichnet hat.

Gemeinsam mit dem Lehrstuhl für Pastoraltheologie hatte er den renommierten Psychologen Wunibald Müller und den Sonderbeauftragten der Schweizer Bischofskonferenz, Abt Martin Werlen vom Benediktinerkloster Einsiedeln, eingeladen. Beide sollten aus ihrer Sicht über das Thema «Zum sexuellen Missbrauch von Minderjährigen in Kirche und Gesellschaft. Eine psychologische und eine kirchenpolitische Sicht» referieren und sich der Diskussion stellen. Die Brisanz des Themas, das seit Wochen die Schlagzeilen beherrscht, zeigte sich am vollen Hörsaal. In seiner Begrüssung verwies Dekan Martin Klöckener auf die Dimension der aktuellen Dimension. Was nach dem Schritt an die Öffentlichkeit durch den Leiter des Berliner Jesuitenkollegs, Klaus Mertes SJ, sich zu einer der grössten Kirchenkrisen ausgeweitet hat, treffe die Kirche besonders hart, weil sie, so Dekan Klöckener, von ihrer Botschaft, ihrem Auftrag und Selbstverständnis her selbst hohe moralische Ansprüche erhebe und eine Vertrauensinstitution ersten Ranges sei. Es stelle sich die Frage nach den Abgründen im Menschen und den Worten, die Theologen angesichts des Scherbenhaufens finden könnten. Auf die brennenden Fragen «im Bewusstsein um alle Vorläufigkeit und bleibende Sprachlosigkeit» eine Antwort zu wagen, dies stellte der Dekan der Theologischen Fakultät als Aufgabe und Herausforderung des Abends heraus.

Wunibald Müller: eine psychologische Sicht

Mit den verheerenden Folgen des Schweigens begann dann auch der Theologe und Psychologe Wunibald Müller sein Referat. Müller arbeitet im Recollectio-Haus Münsterschwarzach als Therapeut mit vielen Priestern, die selbst in seelische Nöte geraten sind. Er stellte seine Gedanken neben der psychologischen dezidiert auch in die spirituelle Dimension. Die Wurzel des Verschweigens sieht er in der Angst, sich den eigenen Wunden zu stellen. Zu erkennen, dass Wunden zu meiner Wahrheit gehören, darin bestehe der erste Schritt. Heilung kann nur dort geschehen, wo der eigene Schmerz bewusst wahrgenommen wird. Auch der Institution Kirche falle es schwer, ihre eigenen Unvollkommenheiten und Verfehlungen einzugestehen. Neben einem überhöhten Selbstbild resultiere das aus der grundsätzlichen Sprachlosigkeit angesichts der individuellen sexuellen Neigungen und intimen Bedürfnisse ihrer Mitglieder.

Angesichts der Krise und der bleibenden Betroffenheit traumatisierter Opfer muss die Schweigemauer noch viel mutiger durchbrochen werden. Dieser Appell Müllers trifft die Verteidigungsstrategie mancher kirchlicher Kreise, das Problem statistisch relativieren zu wollen und mit dem Finger auf andere vom sexuellen Missbrauch betroffene gesellschaftliche Gruppen zu zeigen. Letztlich ist auch dies eine Form von Vertuschung.

Genau hinschauen: das Profil potentieller Täter

Als unzureichend stufte Müller aus psychologischer Sicht die Rede vom «Missbrauch» ein. Zwar gelte dieser als der strafrechtlich relevante Begriff, es sei jedoch angemessener, von Übergriff zu reden. Es gehe um die traumatisierende Erfahrung von Grenzverletzung. Wenn die Intimitätsschwelle mutwillig überschritten werde durch Personen, die Autorität und Einfluss haben, dann prägt sich den Opfern die eigene Schutzlosigkeit, die äussere und innere Verletzung, als bleibender Schmerz ins Bewusstsein.

Beim derzeitigen Skandal kommt hinzu, dass Priester ihre Rolle missbrauchten. Hier, im Kontext der Frage nach der Ausübung von Macht und Autorität, trifft das Wort vom Missbrauch voll zu. Gegen diese Machtanmassung könnten sich vor allem Jugendliche kaum ausreichend schützen. Sie verfügen nicht über die inneren Schutzmechanismen — Müller spricht z. B. im Bild vom «inneren Reissverschluss» – mit dem Erwachsene vielleicht zu reagieren in der Lage wären. Um potentiellem Übergriff auf Kinder und Jugendliche besser begegnen zu können, skizzierte Wunibald Müller ein Profil, mit dem sich pädophile Neigungen besser erkennen lassen: Wie der Rattenfänger von Hameln scharten Pädophile häufig viele Kinder um sich, da sie durch ihre eigne, kindlich verbliebene psychische Struktur voll und ganz in deren Lebenswelt einzutauchen vermögen. Müller: «In Wahrheit sind sie selbst Kinder.» Gleichzeitig tun sie sich schwer mit Beziehungen zu Gleichaltrigen, weil sie sich bei anderen Erwachsenen emotional und lebenspraktisch inkompetent fühlten. «Wenn Erwachsene nur mit Kindern in Urlaub gehen oder ihre Freizeit verbringen, dann könnte dies ein Alarmzeichen sein.» Das Schwierige der Unterscheidung dabei sei, dass hohe Akzeptanz bei Kindern auch bei psychosozial gereiften Erwachsenen beobachtet werden könne,

Prof. Dr. Michael Felder, Priester der Diözese Rottenburg-Stuttgart, ist Professor für Pastoraltheologie, Religionspädagogik und Homiletik an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg/Schweiz.

BERICHT

die sich gut mit Kindern verstünden und einen Draht zu ihnen hätten. Deren Lebensbezüge seien allerdings eindeutig in der Erwachsenenwelt fundiert.

Genau hinschauen: das Profil der Priesteramtskandidaten

Auf diesem Hintergrund forderte Müller, bei der Priesterausbildung genauer hinzusehen. Zunächst machte er deutlich, dass es zwischen Pädophilie und Homosexualität zu unterscheiden gelte. Homosexuellen Kandidaten dürfe der Weg ins Priesteramt nicht kategorisch verbaut werden. Denn: Homosexualität sei keinesfalls aus sich heraus konstitutiv für Pädophilie. Voraussetzung sei auch hier, dass die Betroffenen sich ihrer psychosexuellen Wirklichkeit stellten und diese in die spirituelle Gestalt priesterlichen Lebens integrierten.

Der Aufgabe, bei Verdachtsmomenten pädophiler Neigung ganz genau hinzuschauen, könnten sich die Verantwortlichen der Priesterausbildung aber nicht entziehen. Dazu gehört für Müller, die psychosexuelle Vergangenheit der Kandidaten in den Blick zu nehmen. Der erfahrene Psychologe: «Viele waren selbst Opfer von Übergriffen.» Die Erfahrung von erfüllender Intimität spiele bei der Identitätsfindung eine zentrale Rolle. Um dies zur Sprache bringen zu können, dürfe Sexualität gerade auch in der kirchlichen Ausbildungswelt nicht tabuisiert werden. Die Verantwortlichen müssten eine Gewähr für die menschliche Reife ihrer Kandidaten abgeben können, was voraussetze, dass sie diese gut kennen. Die Einbeziehung von Fachleuten sei hier das Gebot der Stunde, wobei Müller herausstellte, dass sich diesbezüglich in den letzten Jahren einiges positiv bewegt hätte. Auch angesichts einer geringen Bewerberzahl dürfte niemand «durchgedrückt werden», dessen psychosexuelle Identität gravierende Fragen aufwerfe.

Wunibald Müller nannte drei Risikofaktoren, die bei Übergriffen auf Minderjährige durch Priester eine Rolle spielen: Männer, homosexuelle Männer und Defizite im psychosozialen Bereich der Intimfähigkeit. Erst im Ensemble bekommen sie Signifikanz. Aber schon jeder einzelne Risikofaktor fordere eine tiefgreifende strukturelle und inhaltliche Veränderung seitens der Kirche, was in der Debatte stehende wichtige Aspekte ihres Amtsträgerprofils anbelangt. Müller mahnte die Dringlichkeit an, von der auch die Öffentlichkeit ausgehe. Wenn die Kirche sich nicht den Herausforderungen stelle und den Wandel verweigere, dann «werden uns die Medien weiter vorführen». Nicht wegen des Imageschadens, sondern wegen der verpassten Chance für eine Läuterung und Erneuerung der Kirche sei dies zu bedauern.

Müller präzisierte die Chancen konsequenten Reagierens auf die Krise: Wenn nicht nur Männer zu den Ämtern zugelassen würden, dann könnte die weibliche Erfahrungsdimension zur Geltung kommen. Frauen zuzulassen bedeute eine spirituell-psychologische Bereicherung. Frauen und Männer zusammen, das ergäbe eine ganz andere Ausstrahlung der Kirche.

Als weitere Konsequenz führte Müller aus, dass Homosexuelle nicht von vornherein vom Priesteramt auszuschliessen seien. Ansonsten würde eine Wirklichkeitsdimension ausfallen. Aus seiner Erfahrung am Recollectio-Haus weiss Müller: «Es gibt verantwortungsvolle homosexuelle Priester.» Die Kirche müsse menschenfreundlicher damit umgehen, so dass ein jeder mit seiner psychosexuellen Neigung aus dem Verborgenen heraustreten könne. Genauer hinschauen konkretisiere sich dann darin, sexuelle Unreife zu erkennen. Hieraus ergibt sich schliesslich der Zusammenhang zum dritten Risikofaktor, der mangelnden Fähigkeit zur Intimität. Stillstand in der Entwicklung psychosozialer Möglichkeiten sei wohl das Signifikanteste im Profil der Täter.

Einen direkten Zusammenhang zwischen Zölibat und sexuellem Übergriff sieht auch Wunibald Müller nicht. Pädophile Neigung ist das eine, das als Krankheit wohl kaum therapiert werden kann. Das andere ist die sexuelle Unreife, die Fähigkeit, mit der eigenen Sexualität umzugehen. Genau hinzuschauen muss für die Kirche der selbstkritische Blick bedeuten, wie dem Bedürfnis nach Nähe strukturell zu begegnen ist. Das Zölibat ist für ihn ein Charisma, es bedarf einer eigenen Berufung. Als Konsequenz plädiert er für die Entkoppelung von Priesteramt und dem Gebot der Ehelosigkeit. Aus psychologischer Perspektive «täte das beiden Gruppen gut, nach innen und nach aussen». Zölibatär Lebende dürften allerdings in ihrer Entscheidung nicht als Eigenbrötler diffamiert werden. Das Priesteramt kann beide Lebenswirklichkeiten umfassen und beide können das Priesteramt mit Leben erfüllen.

Sexualität: eine Gottesgabe

Wunibald Müller betont auch immer wieder in Publikationen sein psychologisch-spirituelles Anliegen, Sexualität aus der kirchlichen Tabuzone herauszuholen. Eines seiner Bücher trägt den erfrischend klaren Titel: «Küssen ist beten: Sexualität als Quelle der Spiritualität» (Mainz 2003). Auch in Freiburg betonte er, dass die Kirche «dieses Gottesgeschenk» nicht verweigern dürfe. Die Würde der Sexualität müsse endlich anerkannt werden.

Bereits am Anfang seines Referates betonte Wunibald Müller, dass er nicht nur als Psychologe spreche, sondern eben auch als Theologe. Eine spirituelle Sichtweise einzunehmen bedeutet für ihn, in der Krise die Frage zu stellen: «Was will Gott uns damit sagen?» Die Antwort müsse in einem tiefgreifenden Läuterungsprozess liegen. In der Reaktion der Kirchenvertreter muss deutlich werden, dass sie unmissverständlich auf der Seite der Opfer stünden, die

lebenslang mit den Folgen zu kämpfen hätten. Wertvoll, weil so unüberhörbar, wäre für ihn da auch ein «Ich bereue» des Papstes, ein Bekenntnis in der ersten, unvertretbaren Person. Demut sei angesagt und keine Verteidigungslinie, die von Verschwörungstheorien bis zu statistisch unterfütterten Relativierungen reiche. Was es für Müller jetzt braucht: «Eine Kirche, die selbst in die Knie geht, nachdem sie in die Knie gezwungen wurde.»

Spirituelle Aufarbeitung heisse auch für die Kirche, sich von Überhöhungen im Selbstbild zu trennen. Das Gegenteil einer Selbstrelativierung wäre der Fall. Aus spiritueller Perspektive galt es schon immer, die Kirche nicht mit dem Reich Gottes zu verwechseln. Das Bewusstsein für den Schatz und das Wertvolle der Kirche wachse nämlich dort, wo die Fehler und Schatten nicht vertuscht werden. Damit plädiert Müller für eine «Fehlerkultur».

Abt Martin Werlen: eine kirchenpolitische Sicht

Den Zustand der Kirche aus dem Blickwinkel der Betroffenen zu betrachten, dieser Aufgabe stellte sich Abt Martin Werlen. Als Beauftragter der Schweizer Bischofskonferenz empfängt er täglich zahlreiche E-Mails und Briefe. Angesichts der geschilderten Not und Enttäuschung kann für ihn die Antwort nur ein ungeschminktes Stehen zur eigenen Verantwortung sein. Als «Steilpass, den uns Gott zugespielt hat», so fasste der Einsiedler Abt die Dringlichkeit einer schonungslosen Ursachenforschung und das Wahrnehmen der Opfer ins Bild. Spirituell auch seine Perspektive. Er sprach vom «Segen der Enttäuschung» und erinnerte an die Wüstenväter, deren tiefere Weisheit in der Kunst der Desillusionierung bestanden habe, in der Ent-täuschung. Das kann schmerzhaft sein, weil uns zu Bewusstsein kommt, in einer liebgewordenen Illusion gelebt zu haben.

Keine Illusion – Politik der Wahrhaftigkeit

Nicht allen in der Kirche sei dies klar vor Augen. Man winde sich an manchen Orten, sich klar zu den Verfehlungen zu bekennen. Rom, die Bischofskonferenz und die Gemeinden vor Ort, keiner könne sich angesichts des anhaltenden Leidens der Opfer vor der Verantwortung drücken. Diese Krise und das damit verbundene Medienecho sei eben keine Welle, die vorübergeht, wie sich manch einer bis hinauf in höchste Kirchenkreise erhoffe.

Viele Kirchenmitglieder äusserten ihren Protest in Form des Kirchenaustrittes. Dies als Zeichen zu deuten heisse, zu erkennen, was diese Menschen schon im Vorfeld an Unbehagen umgetrieben hat. Abt Werlen benutzte überzeugende Bilder, die deutlich machten, dass die jetzige Krise für viele nur noch der berühmte Tropfen in einer langen Kette von Enttäuschungen darstellt. Da sei schon vieles vorher schiefgelaufen im Verhältnis der Kirche zu den Menschen. Unter anderem habe ihm die erneute Lektüre der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanums «Gaudium et Spes» die Augen geöffnet. Eine zentrale Forderung darin: die Zeichen der Zeit erkennen. Abt Martin zieht daraus den Schluss, dass Kirche mitten unter den Menschen zu sein habe, dort, wo sie konkret Freude und Hoffnung, aber auch Trauer und Schmerz bewege.

Mucksmäuschenstill wurde es im Hörsaal, als Abt Martin ein Missbrauchsopfer in Form eines Briefzitates zu Wort kommen liess. Vor allem der Wunsch, nicht allein gelassen zu werden, nicht übergangen zu werden, drang aus dem Schreiben hervor. Sexueller Übergriff, so die unmissverständliche Botschaft, ist ein Eingriff in die Persönlichkeit, die Folgen sind lebenslang zu spüren. Aus dem Brief klang nicht heftige Anklage, sondern Zuspruch für alles, was deutlich mache, dass sich die Kirche jetzt nicht entzieht, sondern bei den Opfern steht, ihnen Stimme gibt, als Adressat entgegenkommt, betet – nicht zuletzt auch das, für den Briefschreiber ist dies wichtig – und dass sie die Menschen nicht vergisst: «Ich wünsche mir, dass man mich auf der Liste der Betroffenen mitzählt.» Abt Martin: «Solche und ähnliche Reaktionen erhalte ich viele. Sie ermutigen, auf dem eingeschlagenen Weg konsequent weiterzugehen.»

Martin Werlen verhehlte nicht seine Kritik an Mitbrüdern in hohen Leitungsämtern der Kirche, die jetzt beim Eingeständnis von Schuld jegliche Eigenbetroffenheit von sich wiesen. Dabei gehöre gerade das «mea culpa», der ehrliche und befreiende Blick auf das persönliche Handeln und Unterlassen zum hohen Gut katholischer Versöhnungskultur.

Alle sind betroffen – alle sollen gehört werden

Abt Werlen war wichtig, dass die Krise in ihrer ganzen Dimension wahrgenommen würde. Der Übergriff habe auch gegen Erwachsene stattgefunden, zu Tätern wurden nicht nur Priester, sondern auch viele Mitarbeiter der Kirche. Die Kirche ist als Ganze betroffen. Daher ist sie auch aufgefordert, alle in die Aufarbeitung einzubeziehen. Er erinnerte er an eine Passage der benediktinischen Ordensregel, wo der Abt aufgefordert wird, in wichtigen Anliegen auf alle zu hören, vor allem auch auf die Jüngeren, da ihnen der Herr oft offenbare, was das Bessere ist.

In den heftigen öffentlichen Reaktionen sieht er nicht nur ablehnenden Hass. Das Gegenteil von Liebe, so der Abt, «ist nicht Hass, sondern Gleichgültigkeit». Die Kirche könne froh sein, wenn die Leute reagierten. Umgekehrt hätten viele Menschen den Eindruck gehabt, dass die Kirche ihnen gleichgültig gegenüberstünde. Jetzt sind alle aufgefordert, aufeinander zu hören, die Anliegen wahrzunehmen.

BERICHT

Das Evangelium des Lebens verkünden

Zukunft habe die Kirche dort, wo sie das Evangelium verkünde. Die Kirche ist nicht für sich selbst da. Die Antwort müsse eine neue Art der Verkündigung und Praxis der Kirche sein: «Wenn heute die Botschaft der Kirche als ein Nein zum Leben wahrgenommen wird, so hat das in erster Linie nicht mit der Botschaft Christi zu tun, sondern mit der Art und Weise, wie wir diese Botschaft leben und in unsere Zeit hinein verkünden.» Wenn man sich frage, was uns Gott mit dieser Krise sagen wolle, dann schliesse das neben dem Appell zur mutig bekannten Wahrheit auch eine Besinnung auf die Verkündigung der Frohen Botschaft mit ein. Alle seien aufgefordert, hier neue, für die Menschen von heute glaubwürdige Wege zu finden.

Null Toleranz oder Barmherzigkeit: Wie mit Tätern umgehen?

Ohne Zweifel standen die Opfer im Mittelpunkt des Freiburger Abends. Im Dialog der Referenten miteinander und im Publikumsgespräch bekam aber auch die Frage nach dem Umgang mit den Tätern Gewicht. Abt Werlen berichtete, wie ein Pater seinen Lebensabend jetzt wieder in der Klostergemeinschaft verbringen könne, nachdem er im Zusammenhang von Missbrauch Einsiedeln vor Jahren verlassen musste. Angesichts der Opfer eine schwerwiegende Frage, der sich aber auch laut Wunibald Müller die ganze Kirche in ihrem Verkündigungsanspruch von Barmherzigkeit stellen müsse. Null Toleranz, wie in Amerika gelebt, werde der Komplexität der Geschichte von Tätern nicht immer gerecht. Einen Ort zu finden, an dem auch Täter sein könnten, ohne Opfer ein weiteres Mal zu verletzen, darin sahen beide Referenten eine geradezu dilemmatische, aber unausweichliche Aufgabe. Aus dem Publikum wurde dann auch hier nachgehakt. Die zivilrechtliche Beurteilung solle im Vordergrund stehen, und die Kirche dürfe nicht, in einer Art rechtlichem Sonderraum, Täter aus ihrer Verantwortung entlassen.

Dieser Impuls des Abends gibt zu denken. Damit ein solcher Schritt überhaupt vorstellbar würde, Tätern einen Ort innerhalb der Kirche, innerhalb einer konkreten Gemeinschaft zu geben, müsste die Kirche allerdings aus ihrer Binnenlogik aussteigen. Dann dürften die Täter nicht mehr in einer Art geheimer Chefsache von Bischöfen oder Personalverantwortlichen für die eigenen Interessen vorteilhaft untergebracht werden. Zur «Chefsache» würde dies dann für alle in der Kirche. Da schüren übrigens die Reflexe einer Wagenburgmentalität eher das Misstrauen, wenn Kirchenvorstände nichts von der Vorgeschichte der vom Bistum ihnen zugemuteten Amtsträger erfahren. Wunibald Müller nannte zu Recht die Gemeinden «sekundäre Opfer». Entsetzt müssten sie feststellen, dass man sie nicht ins Vertrauen einbezogen hat. Gewiss, der Anspruch christlicher Versöhnung ist eine Zumutung. Nur wenn diese Zumutung von allen getragen wird, kann sie sich heilsam auswirken. Nicht alle müssen alles wissen, aber die Wahrheit muss offen sein für alle.

Gegen die Gleichgültigkeit – was Gott uns sagen will

In der Diskussion mit dem Publikum zeigte sich immer wieder als Gebot der Stunde, die Gleichgültigkeit zu überwinden. Vor allem der Gleichgültigkeit den Opfern gegenüber. Dass die Kirche aus Imagekalkül über Jahre hinweg ihnen die kalte Schulter gezeigt hat, das ist der Skandal der Krise. Dass sie die Ursachen sexuellen Übergriffs nicht wahrhaben und bei den Konsequenzen trotzig in der Eigenperspektive verharrte, das kostete sie das Vertrauen einer säkularen Welt, die gerade dabei war, dem Orientierungswert religiös begründeter und kirchlich verbürgter Lebensnormen so wie Sinnhorizonten wieder etwas zuzutrauen. Darüber hinaus entstand auch ein unübersehbarer Graben innerhalb der Kirche, zwischen Kirchenvolk und Kirchenleitung. Ein Schaden für alle.

Was von Studierenden im Auditorium geäussert wurde, dass besonders unter der jungen Generation eher Gleichgültigkeit denn Ablehnung vorherrsche, mündet in der gleichen Frage, nämlich, ob Kirche noch ernst genommen wird. Das ist nur eine andere Seite des Glaubwürdigkeitsverlustes. Solcher Gleichgültigkeit – so manche Stimme aus dem Publikum an diesem Abend – wird sicherlich dadurch Vorschub geleistet, dass lebensrelevante Themen wie Sexualmoral unter Generalverdacht stehen. Eine gravierende Folge: Sozialethische Forschungsprojekte zum Thema wurden kaum angepackt aus Angst vor kirchenamtlichen Repressionen.

Ob Gott durch Krisen spricht, dies ist eine schwierige und heikle Frage. Angesichts des Opferleids mag man sie so wohl kaum stellen. Krisen können niemals ein Segen sein, auch nicht für die Kirche. Aber Gott spricht durch sein Evangelium. Das ist es, worauf die Kirche in der Krise hören sollte. Für die Kirche steht nichts auf dem Spiel, weil es nicht um sie selbst geht. Für sie bleibt letztlich nur die Frage, ob sie der Botschaft vom Leben, ob sie Gottes froher Botschaft dient. Dies schliesst aus psychologischer, aus spiritueller und aus kirchenpolitischer Sicht Mut zu grundlegenden, nicht nur kosmetischen Veränderungen mit ein.

Ein Segen waren auf jeden Fall die beiden Referenten, Abt Martin Werlen und Wunibald Müller. Dankbar nahm das Publikum dies wahr. Aber auch, dass sich die beiden Lehrstühle mit dem Podiumsabend der Aufgabe der Universität gestellt haben, Theologie in Verbindung von Kirche, Wissenschaft und Öffentlichkeit zu leben – gerade in Zeiten der Krise.

Michael Felder

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

Abschluss der Gespräche in Syrien und Libanon

Die Arbeitsgruppe «Islam» der Schweizer Bischofskonferenz ist am Samstag von einer Reise nach Syrien und Libanon in die Schweiz zurückgekehrt. Die Delegation unter der Leitung des Bischofs von Lugano, Pier Giacomo Grampa, führte im Rahmen ihres Auftrags vom 8. bis 15. Mai Gespräche mit christlichen und muslimischen Persönlichkeiten. Ziel der Reise war es, das Zusammenleben der Christen und Muslime in diesen Ländern näher kennen zu lernen.

Ausserdem ging es darum, die christlichen Minderheiten in dieser Region moralisch zu unterstützen und ihnen die Problematik der interreligiösen Beziehungen in der Schweiz darzulegen, vor allem in Anbetracht dessen, dass der Islam ein wichtiger Faktor in unserem Land geworden ist.

In Damaskus ist unter den zahlreichen religiösen Kontakten der Patriarch der griechisch-melkitisch-katholischen Kirche, Gregor III., hervorzuheben, welcher der Delegation ein eher positives Bild vom Status seiner Gemeinschaft in Syrien zeichnete, während die anderen christlichen Würdenträger kritischer waren. Auf muslimischer Seite sprach die Arbeitsgruppe «Islam» mit dem Grossmufti von Syrien, Scheich Badr Ad-Din Hassun, der eine sehr humanistische Rede hielt. Er betonte namentlich die Gemeinsamkeiten von Christentum und Islam in Bezug auf die Heiligkeit des Menschen. Ausserdem bekräftigte er deutlich die Unterscheidung von Religion und Politik.

Die Arbeitsgruppe hatte auch die Ehre, der Vizepräsidentin Syriens, Najar Attar, zu begegnen. Syrien sei eine einzige und gleiche Familie, die Familie aller syrischen Bürger, betonte sie.

Im Libanon machte es die gute Organisationsarbeit von Emir Harés Chehab, Sekretär des Nationalen islamisch-christlichen Dialog-Komitees, ebenfalls möglich, verschiedene Persönlichkeiten zu treffen, darunter den Patriarchen der maronitischen Kirche, Kardinal Mar Nasrallah Boutros Sfeir. Wie die anderen maronitischen Repräsentanten teilte er der Delegation die Sorgen der christlichen Minderheit im Libanon mit.

Was die muslimischen Gemeinschaften betrifft, so tauschte sich die Arbeitsgruppe mit Schiiten, Sunniten und Drusen aus. Diese befürworteten alle die Aufrechterhaltung des Konfessionalismus im Land.

Auf akademischer Ebene waren Gesprächspartner der Arbeitsgruppe der Jesuitenpater Salim Caccache, Direktor des Arabisch-christlichen Forschungs- und Dokumentationszentrums der Université Saint-Joseph, sowie Pater Georges Massouh, Direktor des Zentrums für islamisch-christliche Studien an der orthodoxen Universität von Balamand.

Bischof Pier Giacomo Grampa, Präsident der Arbeitsgruppe «Islam», zeigte sich bei Abschluss der Reise glücklich über die gemachten Begegnungen. Er unterstrich die gemeinsamen Punkte der christlichen und der islamischen Religion, nämlich die Suche nach der Wahrheit, der Aufbau des Menschen und die Unterscheidung von Politik und Religion. Der Präsident der Arbeitsgruppe betonte bei allen Begegnungen, dass die Christen und Muslime in der Gesellschaft gemeinsame Verantwortlichkeiten hätten.

Während der ganzen nahöstlichen Reise genoss die Arbeitsgruppe «Islam» die bemerkenswerte Gastfreundschaft aller Religionsgemeinschaften, denen sie begegnete.

Beirut, 15. Mai 2010 *Erwin Tanner*

BISTUM BASEL

Im Herrn verschieden

Alphons Räber, em. Pfarrer, Olten

Am 26. Mai 1912 in Solothurn geboren, empfing der Verstorbene am 29. Juni 1938 in Solothurn die Priesterweihe. Er wirkte als Vikar in St. Anton Basel von 1938 bis 1947. Danach übernahm er die Verantwortung als Pfarrer in Bettlach von 1947 bis 1955 und von 1955 bis 1977 in St. Martin Olten. Seinen Lebensabend verbrachte er als em. Pfarrer in Olten. Er verstarb am 29. April und wurde am 4. Mai 2010 in Olten beerdigt.

Hans Achermann, em. Pfarrer, Zell

Am 4. Dezember 1929 in Richenthal geboren, empfing der Verstorbene am 1. Juli 1958 in Solothurn die Priesterweihe. Er wirkte als Vikar in Derendingen von 1958 bis 1962 und in Hägendorf von 1962 bis 1967. Danach übernahm er die Verantwortung als Pfarrer in Oberbuchsiten von 1967 bis 1979 und in Zell von 1979 bis 1996. Als mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung wirkte er weiter in Zell von 1996 bis 2006. Seinen Lebensabend verbrachte er in Zell. Er verstarb am 5. Mai und wurde am 8. Mai in Zell beerdigt.

Balz Sigrist, em. Vikar, Basel

Am 29. Februar 1932 in Eschenbach geboren, empfing der Verstorbene am 29. Juni 1957 in Solothurn die Priesterweihe. Er wirkte als Vikar in St. Maria Schaffhausen von 1957 bis 1961 und in Heiliggeist Basel von 1961 bis 1997. Seinen Lebensabend verbrachte er als em. Vikar in Basel. Er verstarb am 5. Mai 2010 und wurde im Gemeinschaftsgrab auf dem Friedhof Hörnli in Basel beigesetzt.

BISTUM CHUR

Ausschreibung

Infolge Demission des bisherigen Stelleninhabers wird folgende Stelle zur Wiederbesetzung ausgeschrieben: *Pfarrer für den Seelsorgeverband Bernina (Pfarreien Celerina, Samedan und Zuoz)* auf Mitte September 2010.

Interessenten sind gebeten, sich bis zum 18. Juni 2010 beim Bischöflichen Ordinariat, Sekretariat des Bischofrates, Hof 19, 7000 Chur, zu melden.

Chur, 14. Mai 2010 *Bischöfliche Kanzlei Chur*

BISTUM ST. GALLEN

Weihe ständiger Diakone

Am Samstag, 5. Juni 2010, weiht Diözesanbischof Markus Büchel in der Kathedrale St. Gallen vier Männer zu Ständigen Diakonen. Der Festgottesdienst beginnt um 9.30 Uhr. Die Weihekandidaten sind: Stephan Brunner, Wil; Marcus Schatton, Ganterschwil; Kurt Schawalder, St. Gallen-Bruggen, und Carsten Wolfers, Widnau.

Theorie und Praxis eng verknüpft

Nachdiplomkurs kirchliche Jugendarbeit

Die Evangelisch-reformierte Kirche des Kantons St. Gallen und das Bistum St. Gallen lancierten vor zwei Jahren den Nachdiplomkurs «Kirchliche Jugendarbeit». Nun schlossen die ersten acht Jugendarbeiterinnen und -arbeiter ihre Ausbildung ab. Rund 400 Unterrichts- und Lernstunden später überreichten Peter Christinger, Beauftragter für Jugendarbeit der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons St. Gallen, und Linus Brändle, Daju-Stellenleiter, die ersten Diplome an: Verena Kaiser und Hampi Korsch, beide St.Gallen;

Ramona Appenzeller, Oberbüren; Sandra Berchtold, Weinfelden; Stefan Bolli, Flums; Julia Buchholz, Zizers; Silvia Dietschi, Trübbach; Isabelle Grolimund, Fehren (SO)

Theorie mit Praxis verbinden

Der Lehrgang «Kirchliche Jugendarbeit» umfasst zehn – je drei Tage dauernde – Module. Inhalte sind etwa konzeptionelles Arbeiten im Jugendbereich, Beratung und Begleitung von Jugendlichen, Umgang mit Konflikten, Spirituelle Prozesse oder das kirchliche Umfeld. Die Module können einzeln oder als gesamter Lehrgang besucht werden. Für den Nachdiplomkurs ist der Besuch von mindestens sieben Modulen Voraussetzung. Die Ausbildung verbindet Theorie mit Praxis. In den Modulen erhielten die Diplomierten den theoretischen Boden. Daheim am Arbeitsplatz ging es gleichzeitig daran, das Gelernte praktisch umzusetzen.

BÜCHER

Auf neue Weise «liturgiefähig» werden

Gunda Brüske: Offene Türen. Feiern mit Menschen auf der Suche nach Gott. Eine Arbeitshilfe zu niederschwelligen Gottesdiensten. Herausgegeben von den Liturgischen Instituten Deutschlands, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz. (Paulusverlag) Freiburg/Schweiz 2010, 128 Seiten.

Ein erstaunliches Buch. Die Herausgeber erinnern im Vorwort daran, dass das Zweite Vatikanische Konzil (1962–65) als erstes Dokument die «Konstitution über die heilige Liturgie» verabschiedet hat (am 4. Dezember 1963 mit 2147 Ja- gegen 4 Nein-Stimmen). «Indes war damals nicht abzusehen, dass schon kurze Zeit später viele Getaufte den Zugang zu den dichten rituellen Formen der Liturgie der Kirche aus den verschiedensten Gründen nicht mehr finden.» Sie jammern jedoch nicht darüber, suchen nicht nach Gründen. Sie sehen vielmehr Chancen: «Durch das weit verbreitete Wegbrechen traditioneller Frömmigkeitsformen ist eine Lücke entstanden. Vielerorts werden stimmige rituelle Vollzüge gesucht, welche dazu einladen, ‹Gott› nachzuspüren, ohne etwas vorauszusetzen, ohne Menschen zu vereinnahmen.» Das Buch listet im Anhang rund fünfzig Veröffentlichungen mit Modellen und Berichten solcher Feiern auf.

Wirklich erstaunlich: Das Buch wurde nicht von einem findigen «Ritualberater» herausgegeben, sondern eben von den kirchenamtlichen Liturgischen Instituten Deutschlands, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz. Erstaunlich auch, wer als Projektleiterin und Autorin am Werk war: Gunda Brüske, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Liturgischen Institut der deutschsprachigen Schweiz, eine ausgewiesene Kennerin des Religionsphilosophen und Theologen Romano Guardini (1885–1968), der bereits mit seiner ersten grösseren Schrift «Vom Geist der Liturgie» (1917) vor bald 100 Jahren entscheidende Massstäbe für die liturgische Bewegung und liturgische Erneuerung setzte und damit die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils wesentlich prägte. Ihr Anliegen ist, wie die Herausgeber im Vorwort betonen, «eine liturgiewissenschaftlich reflektierte Arbeitshilfe zu diesem Thema».

Brüske berichtet, dass es bereits ein breites Spektrum neuer Feiern gibt, die ihren Ort nicht nur in City-Kirchen und grossen Stadtkirchen, sondern auch in der ländlichen Pfarreiseelsorge haben. Sie stellt sie unter fünf Stichworte (S. 23–27):

– Jahreszeiten: offene Feiern im Kirchenjahr, z. B. Weihnachtslob, Aschermittwoch der Künstler, Karfreitag;

– Lebenszeiten: Feiern zu biographischen Anlässen, etwa zum Erwachsenenwerden, zu runden Geburtstagen, bei Lebensbrüchen, nach Katastrophen, in der Situation des Todes;

– Schwellenzeiten: Segensgottesdienste, z. B. für werdende Eltern, Salbungsgottesdienste und Heilungsfeiern, Paarsegnungen am Valentinstag;

– Nachtzeiten: Feiern an der Schwelle vom Tag zur Nacht, weil wir Menschen von Natur aus sensibel für Licht und Dunkel sind, etwa als Vigil oder als Taizé-Gebet, oft noch in Verbindung mit weiteren Schwellenzeiten (Advent, Weihnachten, Jahreswende);

– Verdichtete Zeiten: Feiern mit Literatur, Kunst, Musik, denn «Kult und Kultur gehören zusammen», z. B. Opern- oder Kantatengottesdienste, Orgelvespern, Prozession mit Kunststationen, spirituelle Kirchenführung.

Den Schwerpunkt des Buches bilden die wertvollen «Tipps für die Vorbereitung und Durchführung» (S. 29–62), hervorgegangen aus mehrjähriger Erfahrung, überprüft an der einschlägigen Fachliteratur, ergänzt durch weitere Erfahrungen. Die Tipps beziehen sich auf Personen, Zeiten und Orte, Dramaturgie und Inszenierung, Sprache und Textauswahl, Musik, Symbole und Rituale, logistische Voraussetzungen, Werbung und Evaluation – stets «im Sinne einer präkatechumenalen oder katechumenalen Einübung in kleinen Schritten» (S. 45).

Dann drei ausformulierte Beispiele von Feiern mit offenen Türen (S. 63–104):

– der Literaturgottesdienst «Der gottlose Priester» vom 9. Februar 2009 in der Luzerner Hofkirche (Gunda Brüske);

– die Feier «Die Lebenden ehren die Toten» für den Anatomiekurs und für Angehörige der Körperspender vom 6. Februar 2009 in der Universitätskirche St. Ludwig in München (Gerhard Wastl);

– «macht:liebe» der Jugendgottesdienst mit Eucharistiefeier vom Christkönigssonntag 2004 in der Wiener Minoritenkirche (Gregor Jansen).

Im letzten Kapitel (S. 105–114) geht Gunda Brüske auf Fragen und «Einwände gegen neue Feierformen» ein. Solche Fragen stellten, so bemerkt sie, «in der Regel nicht die Mitfeiernden, sondern die Träger des gottesdienstlichen Anlasses sowie gelegentlich Personen, die von diesen Feiern hören und womöglich darüber erschrecken, was im Namen und Raum der Kirche passiert.»

Brüskes Antworten zeigen, dass sie die liturgiewissenschaftlichen Diskussionen des 20. Jahrhunderts kennt, auch etwa jene, die durch den berühmten Brief Romano Guardinis vom 1. April 1964 an den Mainzer Liturgischen Kongress ausgelöst wurden. Dieser Kongress hatte sich die Aufgabe gestellt, in Deutschland unter der Verantwortung der Bischöfe die ersten liturgischen Umsetzungen des Konzils zu entwickeln. Guardini befürchtete nun, der Kongress beginne sofort mit textlichen und rituellen Anpassungen, ohne vorher den neuen humanen und religiösen Zusammenhang zu prüfen, in den hinein alles umzusetzen sei. Man müsse sich ernsthaft fragen, ob der liturgische Akt und die Liturgie selbst, so wie wir sie kennen, so sehr an historischen Faktoren der Antike, des Mittelalters und des Barock angelehnt seien, «dass man sie der Ehrlichkeit wegen ganz aufgeben müsste»? Anstatt von Erneuerung zu reden, solle man lieber überlegen, «in welcher Weise die liturgischen Geheimnisse zu feiern seien, damit der heutige Mensch mit seiner Wahrheit in ihnen stehen könne». Man müsse sich ehrlich fragen, ob «der Mensch des industriellen Zeitalters, der Technik und der durch sie bedingten soziologischen Strukturen […] zum liturgischen Akt einfach nicht mehr fähig» sei.

Was der fast 80-jährige Guardini damals schrieb, erregte Aufsehen, wurde aber kaum verstanden. Er sei wohl alt und mutlos geworden. Und man übersah, dass er im gleichen Brief gute Gründe nannte, um fortzufahren und Hoffnung zu haben. Die neue «liturgische Pädagogik» rege zum «Schauen», zum «Tun» und zum konkreten «Gestalten» an. Es gehe um «Einheit» im existenziellen Sinn.

Die Leiter der Liturgischen Institute Deutschlands, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz betonen im Vorwort: «Solche Prozesse sind in vollem Gang, und der Zeitpunkt für eine liturgiewissenschaftlich reflektierte Arbeitshilfe

zu diesem Thema scheint günstig.» Sie haben recht und verdienen Dank für ihren Mut. Brüskes Buch ist ein Beispiel «liturgischer Pädagogik» im Sinne Guardinis.

Alois Odermatt

Sich an die Erstkommunion erinnern

Marlene Fritsch: Du bleibst bei mir. Mein Erinnerungsalbum zur Erstkommunion. Mit Illustrationen von Rita Efinger-Keller. (Schwabenverlag) Ostfildern 2010. 40 Seiten.

Ein Schutzengel führt das Erstkommunionkind durch dieses ansprechend gestaltete Buch, in dem es sich besinnt auf die Begegnung mit Jesus Christus in der Taufe, die Vorbereitung auf diesen grossen Tag verarbeitet und die Erstkommunionfeier in Pfarrei und Familie für sich festhält. Geschaffen haben dieses Album zwei Frauen, denen die Vermittlung des Wesentlichen der Erstkommunion ein Anliegen ist. Sie haben es getan mit guten Texten und kindgemässen Illustrationen.

Jakob Bernet

Kurzgeschichten zeigen Wege

Willi Hoffsümmer (Hrsg.): 77 Herzfenster. Geschichten, die gut tun. (Matthias-Grünewald-Verlag) Ostfildern 2009, 136 Seiten.

Mit sicherem Gespür für das Gute und Hilfreiche hat Willi Hoffsümmer für sein hundertstes Buch Kurzgeschichten zusammengesucht und sie unter diesen Kapitelüberschriften geordnet: «Liebe lässt uns leben», «Verwandlungen zulassen», «Vertrauen macht stark», «Zerbrochenes kann heilen», «Verzeihen ist die grösste Liebe», «Offen sein für Überraschungen» und «Licht in dunkler Nacht».

Die Geschichten sind wirklich prägnante Kurzgeschichten. In der Regel umfassen sie kaum mehr als zwei Druckseiten. Titel erleichtern dem eiligen Benützer die Suche. Schade ist nur, dass einige Beiträge bereits in frühern Büchern von Willi Hoffsümmer zu finden sind.

Jakob Bernet

Autorinnen und Autoren dieser Nummer
Dr. *Iso Baumer*
rue Georges-Jordil 6, 1700 Freiburg
iso.baumer@bluewin.ch
Dieter Bauer
Bibelpastorale Arbeitsstelle
Bederstrasse 76, 8002 Zürich
dieter.bauer@bibelwerk.ch
Chorherr *Jakob Bernet*
Stift 35, 6215 Beromünster
bibliothek@stiftberomuenster.ch
Prof. Dr. *Michael Felder*
Université Miséricorde
Av. de Rome 20, 1700 Fribourg
michael.felder@unifr.ch
Dr. *Alois Odermatt*
Bannstrasse 24, 6312 Steinhausen
eumaios@vtxmail.ch
P. Dr. *Hans Schaller* SJ
chemin des Eaux-Vives 17
1752 Villars-sur-Glâne
haschaller@swissonline.ch
Dr. *Katharina Schmocker Steiner*
Rebgasse 13, 4314 Zeiningen
kksteiner@sunrise.ch
Peter Zürn, dipl. theol. et dipl. päd.
Bibelpastorale Arbeitsstelle
Bederstrasse 76, 8002 Zürich
peter.zuern@bibelwerk.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ
Mit Kipa-Woche
(Redaktion Kipa, 8027 Zürich)

Redaktion
Maihofstrasse 76
Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Herausgeberin
Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK)

Verlag
LZ Fachverlag AG
Sihlbruggstrasse 105a, 6341 Baar
E-Mail info@lzfachverlag.ch

Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 153.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.
Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr.
Das vollständige Impressum erscheint jeweils in der ersten SKZ-Ausgabe jeden Monats.

HINWEIS

Mit Begeisterung Priester sein

Priestersein ist nicht nur Freude, sondern durch die heutige Situation unserer Volkskirche unter harten Druck geraten. Darum brauchen Priester vermehrt die Ausrüstung mit dem Pfingstgeist. Dies war das Anliegen der internationalen «charismatischen» Priesterexerzitien vom 27. September bis 3. Oktober 2009 in Ars mit über 1000 Teilnehmern. Unter den Referenten verstand es besonders Kardinal Schönborn mit seinem Zeugnis, die Chancen der Priesterberufung zu zeigen. Für die Schweiz werden ähnlich ausgerichtete Exerzitien für Priester und Diakone angeboten vom 11. bis 15. Oktober 2010 im Klausenhof, Flüeli-Ranft. Die Animation übernimmt das für Priesterbegleitung bekannte Duo Sr. Briege McKenna (Klarisse) und Pater Kevin Scallon (aus der Missionskongregation der Lazaristen, C.M.) aus Irland bzw. den USA. Die beiden haben bereits in den internationalen Priesterexerzitien 2005 mit übe 1000 Priestern in Ars segensreich gewirkt.

Auskunft und Prospekte: Pfarrer Rainer Pfammatter, 3931 Lalden, Telefon 027 946 34 60, Mobile 078 707 00 62, E-Mail pfarrerrainer@mailclub.ch.

Unterkunft und Anmeldung: Hotel Klausenhof, 6073 Flüeli-Ranft, Telefon 041 666 37 77, Fax 041 666 37 99.

Seelsorgeeinheit Altstätten – Pfarrei Altstätten

Wegen eines internen Stellenwechsels suchen wir für unser aufgeschlossenes und engagiertes Pastoralteam per 1. August 2010 oder nach Vereinbarung eine/einen

Pastoralassistentin/ Pastoralassistenten

im Vollamt (80–100%), mit Schwerpunkt in der Pfarrei Altstätten.

Die Seelsorgeeinheit Altstätten umfasst die Pfarreien Altstätten, Hinterforst-Eichberg, Lüchingen, Marbach und Rebstein. Sie zählt knapp 10 000 Katholiken.

Die Anstellung erfolgt durch die Kirchenverwaltung Altstätten.

Aufgabenbereiche:
- Mitarbeit im Pastoralteam
- Mitarbeit in Verkündigung, Liturgie und Pfarreiseelsorge
- Gestaltung von Taufen und Beerdigungen
- Religionsunterricht in verschiedenen Stufen
- Begleitung von Gruppen und Vereinen
- weitere Aufgaben je nach Begabung und Interesse

Wir erwarten:
- abgeschlossene theologische Ausbildung
- Selbständigkeit sowie Fähigkeit zur Teamarbeit
- Offenheit und Kommunikationsfreude
- Engagement und Begeisterung
- Fähigkeit zur Erarbeitung und Umsetzung von Projekten

Wir bieten:
- viele engagierte neben- und ehrenamtliche Mitarbeiter/innen
- Unterstützung durch ein aktives und offenes Pastoralteam
- eine abwechslungsreiche und interessante Tätigkeit
- Entlöhnung nach den Richtlinien der Diözese St. Gallen

Für weitere Auskünfte stehen Ihnen der Präsident des Kirchenverwaltungsrates Altstätten, Theo Graf, Brandgasse 35, 9452 Hinterforst, Telefon 071 757 10 20, oder Pfarrer Albert Wicki, Kirchplatz 1, 9450 Altstätten, Telefon 071 755 02 67, gerne zur Verfügung.

Bewerbungen sind mit den üblichen Unterlagen an eine der obigen Adressen bis 31. Mai 2010 zu richten.

HONGLER

verzierte Kerzen

Unser Angebot umfasst über 200 Symbole zu Themen wie Taufe, Erstkommunion, Firmung und Ehe.

Kerzenfabrik Hongler
9450 Altstätten SG

Betriebsführungen für Gruppen ab 10 Personen.

Kataloge bestellen unter **Tel 071/788 44 44** oder **www.hongler.ch**

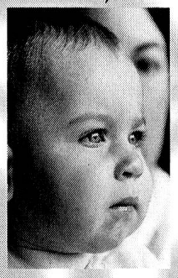
seit 1703

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14
LIENERT KERZEN

Pensionierter Priester
übernimmt **Aushilfen**. Mitarbeit in Pfarrei, auch mit Pfarreiverantwortung, möglich.
Leo Huber, Speerstrasse 11, 8854 Siebnen, Telefon/Fax 055 440 56 72 oder 079 791 04 41.

Solidaritätsfonds für Mutter und Kind SOFO

hilft engagiert und schnell



Helfen Sie mit

...Frauen zu unterstützen, die durch Schwangerschaft, Geburt oder Kleinkinderbetreuung in Not geraten.
Postkonto **60-6287-7**

SKF Gratisinserat

Schweizerischer Katholischer Frauenbund SKF
Burgerstrasse 17, 6000 Luzern 7
Tel 041-226 02 25, www.frauenbund.ch

Und wie klingt es im Innern?

Der gute Ton ist nicht einfach eine Frage von neuen Mikrofonen oder Lautsprechersäulen. Akustik ist eine hochkomplexe Angelegenheit. Es geht um genaue Messungen, um daraus die richtigen Lösungsanforderungen abzuleiten.

Megatron nimmt Ihre Bedürfnisse beim Wort. Wir konzentrieren uns nicht auf Produkte, sondern auf Lösungen, die halten, was Sie sich davon versprechen. Dafür garantieren wir. Ihre volle Zufriedenheit ist unser erklärtes Ziel.

Megatron sorgt für alle technischen und baulichen Belange von A-Z, soweit möglich unter Einbezug des lokalen Gewerbes.
Setzen Sie auf Qualität in Beratung und Dienstleistung.

Megatron Kirchenbeschallungen
Weil es darauf ankommt, wie es ankommt

MEGATRON
www.veranstaltungstechnik.ch

Megatron Kirchenbeschallungen
Megatron Veranstaltungstechnik AG
Bahnhofstrasse 50, 5507 Mellingen
Telefon 056 481 77 18, Telefax 056 481 77 01
Mail: megatron@kirchenbeschallungen.ch
www.kirchenbeschallungen.ch

AZA 6002 LUZERN
8702 / 127
Abtei
Kloster
8840 Einsiedeln

0000001634
000127

SKZ 20–21 20. 5. 2010